



Leseprobe

Deborah Harkness

Wo die Nacht beginnt Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 19. Mai 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die größte Liebesgeschichte seit Romeo und Julia

Diana Bishop, Historikerin und Hexe, und Matthew Clairmont, Wissenschaftler und Vampir, haben es geschafft: Die Zeitreise in das historische London Elisabeths I. ist dank Dianas immer weiter erwachender Macht erfolgreich verlaufen. Doch kaum angekommen, wird die Liebe der beiden auf eine harte Probe gestellt, denn sie sind mitten in einer Welt der Intrigen, Spione und Geheimnisse gelandet. Geheimnisse, die auch Matthew betreffen und mit denen Diana lernen muss umzugehen. Ist ihre Verbindung stark genug, um dem standzuhalten? Und werden die beiden das Rätsel um das Manuskript Ashmole 782 nun endlich lösen?



Autor

Deborah Harkness

Deborah Harkness ist Professorin für europäische Geschichte an der University of Southern California in Los Angeles. Für ihre wissenschaftlichen Arbeiten erhielt sie bereits mehrfach Stipendien und Auszeichnungen. Ihre »All-Souls«-Reihe war ein großer internationaler Erfolg und wurde von den Fans auf der ganzen Welt gefeiert. Der erste Band »Die Seelen der Nacht« ist unter dem Titel »A Discovery of Witches« für Sky verfilmt worden, die deutsche Fassung wurde im Frühjahr 2019 ausgestrahlt. Der neue Roman der SPIEGEL-Bestsellerautorin, »The Blackbird Oracle«, ist der Auftakt einer neuen Romantasy-Trilogie.

DEBORAH HARKNESS
Wo die Nacht beginnt

DEBORAH HARKNESS

*Wo die Nacht
beginnt*

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christoph Göhler

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Shadow of Night«
bei Viking, Published by the Penguin Group, New York

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

6. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2014 by Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München
Copyright © 2012 by Deborah Harkness

Copyright © 2013 für die deutsche Ausgabe by Blanvalet Verlag,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form.

This edition published by arrangement with Viking,
a member of Penguin Group (USA) Inc.

Auszug aus John Keats: Endymion. Eine poetische Romanze: »John Keats, Werke
und Briefe«, Stuttgart 1995, übertragen von Mirko Bonné auf Seite 604

Umschlaggestaltung: © bürosüd°, München

Umschlagmotive: Corbis/Stapleton Collection/Georg Dionysius Ehret; Corbis/
Fine Art Photographic Library/Sydenham Teast Edwards

LH · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38138-8

www.blanvalet.de

Eine Hexe wider Willen. Ein 1500 Jahre alter Vampir. Ein geheimnisvolles Manuskript, bekannt als *Ashmole 782*. Die Geschichte beginnt mit einem Hexenfund.

Diana Bishop ist Historikerin mit Leib und Seele – und ihr Blut ist das eines großen Hexengeschlechts. Der rätselhafte Tod ihrer Eltern, zweier mächtiger Hexen, ließ sie jedoch einst der Magie abschwören und ihr mächtiges Erbe verleugnen. Ausgerechnet die Magie führt sie eines Tages in der berühmten Bodleian-Bibliothek von Oxford zu einem lang verschollenen, mysteriösen Manuskript, bekannt als *Ashmole 782*. Als sie spürt, welch große Macht in diesem Manuskript steckt, verbannt sie es sofort zurück in die Untiefen der Bibliothek. Aber bald findet Diana heraus, dass ihr Fund noch sehr viel außergewöhnlicher war, als sie dachte: Plötzlich ist jede Hexe, jeder Vampir und jeder Dämon der Stadt hinter ihr her, begierig auf die Geheimnisse des Manuskripts. Diese Wesen, die Seite an Seite mit den Menschen leben, glauben, dass *Ashmole 782* wichtige Hinweise über die Entstehung der Arten, Menschen, Hexen, Vampire und Dämonen, die Vergangenheit und die Zukunft enthält. Ausgerechnet Matthew Clairmont, ebenfalls Akademiker, leidenschaftlicher Anhänger Darwins, äußerst attraktiv – und 1500 Jahre alter Vampir –, scheint ihr helfen zu wollen, die dunklen Gestalten, die sich um sie scharen, zu bekämpfen. Nachdem Diana ihre anfängliche Abneigung dem Vampir gegenüber abgelegt hat, machen sie sich gemeinsam auf, die Geheimnisse des Manuskripts zu enthüllen. Doch die Beziehung, die sich zwischen dem uralten Vampir und der gebannten Hexe ent-

wickelt, macht die Situation nicht einfacher: Die Kongregation, der Konvent der Hexen, Vampire und Dämonen, hat strikte Regeln, was die Liebe betrifft, und der fragile Frieden zwischen den Arten und den Menschen wird durch die immer stärker werdende Anziehung zwischen den beiden noch geschwächt. Ist ihre Liebe stärker als die Regeln, stärker als die Zeit – vielleicht sogar stärker als das Leben selbst?

Die losen Fäden, die Geheimnisse des Manuskripts, führen sie schließlich in die Vergangenheit. Dank Dianas gewachsener Macht sind sie in der Lage, in der Zeit zurückzureisen, in das England Elisabeths I. ...

Gemeinsam hoben wir die Füße und traten ein ins Ungewisse.

Erster Teil

Woodstock: Die Old Lodge

1

Wir landeten wenig elegant in einem Haufen aus Hexe und Vampir. Matthew kam unter mir zu liegen, die Arme und Beine unnatürlich abgewinkelt. Ein dickes Buch klemmte zwischen uns, und durch den heftigen Aufschlag wurde mir die kleine Silberfigur aus der Hand geschlagen und schlitterte über den Boden davon.

»Haben wir es geschafft?« Ich kniff die Augen zu, aus Angst, wir könnten uns immer noch in Sarahs ländlicher Hopfenscheune im Amerika des 21. Jahrhunderts befinden und nicht im Oxfordshire des 16. Jahrhunderts. Allerdings sagten mir die ungewohnten Düfte, dass wir nicht mehr in meiner Zeit und meiner Heimat waren. Nach süßem Gras roch es hier und sommerlich nach Wachs. Gleichzeitig lag ein Anflug von Holzrauch in der Luft, und ich hörte ein Feuer knistern.

»Sieh dich um, Diana, und überzeuge dich selbst.« Federleicht strichen kühle Lippen über meine Wange, dann hörte ich ein leises Lachen. Augen, grau wie das Meer im Sturm, blickten mich aus einem Gesicht an, das so bleich war, dass es nur einem Vampir gehören konnte. Matthews Hände strichen von meinem Hals abwärts über meine Schultern. »Ist bei dir alles in Ordnung?«

Nach der weiten Reise in Matthews Vergangenheit fühlte ich mich, als würde mein Körper beim leisesten Windstoß in tausend Teile zerstioben. So hatte sich das nach unseren kurzen Zeitreise-Übungen im Haus meiner Tante ganz und gar nicht angefühlt.

»Es geht schon. Was ist mit dir?« Ich hatte immer noch Angst, mich umzusehen, und blickte weiterhin ausschließlich den unter mir liegenden Matthew an, der es seinerseits offensichtlich nicht eilig hatte, seine Last loszuwerden.

»Ich bin froh, wieder daheim zu sein.« Matthew ließ den Kopf auf den Holzboden sinken und sog gierig den Duft der darauf verstreuten Binsen und Lorbeerzweige ein. Auch im Jahr 1590 fühlte er sich in der Old Lodge sichtlich zu Hause.

Allmählich gewöhnten sich meine Augen an das matte Licht. Ein stabiles Bett, ein kleiner Tisch, schmale Bänke und ein einzelner Sessel schälten sich aus dem Dunkel heraus. Hinter den mit Schnitzereien verzierten Pfosten des Himmelbetts sah ich einen Durchgang in einen weiteren Raum. Von dort aus ergoss sich in einem verzerrten goldenen Rechteck Licht über den Boden und die Bettdecke. Die Wände waren mit denselben gefalteten Holzpaneelen vertäfelt, die mir schon im 21. Jahrhundert bei meinen Besuchen in Matthews Heim in Woodstock aufgefallen waren. Ich legte den Kopf in den Nacken und sah zur Decke hoch. Sie war dick verputzt, in Kassetten unterteilt, und jede Vertiefung war golden grundiert und mit einer strahlend rot-weißen Tudor-Rose verziert.

»Die Rosen waren eine Auflage, damit ich das Haus bauen durfte«, kommentierte Matthew spröde. »Ich finde sie schrecklich. Wir werden sie weiß überstreichen, sobald es sich machen lässt.«

Die Flammen über der Kerze auf dem Tisch flackerten in einem Luftzug, beleuchteten dabei die untere Ecke eines sattbunten Wandteppichs und brachten die dunklen, glänzenden Fäden zum Leuchten, mit denen das Blätter- und Früchtemuster der hellen Tagesdecke auf dem Bett eingefasst war. So schimmerten keine modernen Stoffe.

Plötzlich war ich sehr aufgeregt und musste unwillkürlich lächeln. »Ich habe es wirklich geschafft. Ich habe nicht gepatzt oder uns sonstwohin geschickt, nach Monticello zum Beispiel oder ...«

»Nein.« Er lächelte ebenfalls. »Du hast das ganz wunderbar gemacht. Willkommen im England Elisabeths I.«

Zum ersten Mal in meinem Leben war ich überglücklich, eine Hexe zu sein. Als Historikerin hatte ich die Vergangenheit studiert. Als Hexe konnte ich sie tatsächlich besuchen. Wir waren ins Jahr 1590 gereist, weil ich in der vergessenen Kunst der Magie unterrichtet werden sollte, doch es gab hier für mich noch so viel mehr zu lernen.

Ich wollte mich gerade vorbeugen, um das mit einem Kuss zu feiern, als eine Tür quietschte und mich innehalten ließ.

Matthew legte einen Finger auf meine Lippen. Er drehte den Kopf zur Seite, und seine Nasenflügel begannen zu beben. Im nächsten Moment entspannte er sich wieder, weil er erkannt hatte, wer sich nebenan aufhielt, wo inzwischen ein leises Rascheln zu hören war. In einer geschmeidigen Bewegung griff Matthew nach dem Buch, stand auf und zog mich hoch. Dann nahm er mich an der Hand und führte mich zur Tür.

Im Zimmer nebenan stand ein Mann mit zerzaustem braunem Haar an einem mit Briefen übersäten Tisch. Der Fremde, der uns den Rücken zukehrte, war durchschnittlich groß und schlank und trug teure, maßgeschneiderte Kleider. Er sumnte eine mir unbekannt Melodie und durchsetzte sie mit einzelnen Worten, die er allerdings zu leise sang, als dass ich sie hätte verstehen können. »Wo versteckt Ihr Euch nur, mein holder Matt?« Der Mann hielt ein Blatt Papier gegen das Licht.

»Sucht Ihr etwas, Kit?« Auf Matthews Frage hin ließ der junge Mann das Blatt fallen und wandte sich zu uns um. Sein Gesicht erstrahlte. Ich hatte dieses Gesicht schon einmal gesehen, auf meiner Taschenbuchausgabe von Christopher Marlowes *Der Jude von Malta*.

»Matt! Pierre sagte, Ihr wärt in Chester und würdet vielleicht nicht rechtzeitig heimkehren. Aber ich wusste, dass Ihr unsere jährliche Zusammenkunft nicht missen wolltet.« Die Worte klangen vertraut, wurden aber in einem so fremdartigen Tonfall vorgetragen, dass ich konzentriert zuhören musste, um alles zu verstehen. Das elisabethanische Englisch unterschied sich längst nicht so sehr von dem der Moderne wie allgemein angenommen, aber es war auch nicht so leicht zu verstehen, wie ich aufgrund meiner intensiven Beschäftigung mit den Stücken Shakespeares gehofft hatte.

»Wo ist Euer Bart abgeblieben? Wart Ihr krank?« Marlowes Blick fiel auf mich, und ich spürte jenen sanften Druck auf meiner Haut, der den Dämon verriet.

Ich musste mich beherrschen, um nicht auf einen der größten Dramatiker Englands zuzustürmen, seine Hand zu schütteln und ihn mit Fragen zu bombardieren. Selbst das Wenige, das ich über ihn wusste, war wie weggeblasen, als ich ihn so vor mir stehen sah. Waren seine Stücke im Jahr 1590 schon aufgeführt worden? Wie alt war er? Sicherlich jünger als Matthew und ich. Marlowe konnte noch keine dreißig sein. Ich lächelte ihn freundlich an.

»Wo in aller Welt habt Ihr das da aufgetrieben?« Marlowe streckte den Zeigefinger in unsere Richtung, und seine Stimme triefte vor Verachtung. Ich rechnete fest damit, hinter mir ein misslungenes Kunstwerk vorzufinden, und drehte mich um. Aber da war nur Leere.

Er meinte mich. Mein Lächeln erstarb.

»Sachte, Kit«, warnte Matthew ihn finster.

Marlowe tat die Ermahnung mit einem Achselzucken ab. »Spielt ja auch keine Rolle. Wenn Ihr müsst, dann tut Euch an ihr gütlich, bis die anderen kommen. George ist natürlich schon länger hier, verschlingt Euer Essen und Eure Bücher. Er ist immer noch auf der Suche nach einem Förderer und nach wie vor ohne einen roten Heller.«

»Selbstverständlich darf sich George an allem, was mir gehört, gütlich tun.« Mit ernster Miene und ohne den jungen Mann aus den Augen zu lassen, hob Matthew unsere verschränkten Finger an seine Lippen. »Diana, dies ist mein teurer Freund Christopher Marlowe.«

Matthews Bemerkung gab Marlowe Gelegenheit, mich offen zu taxieren. Sein Blick kroch von meinen Zehenspitzen aufwärts bis zum Scheitel. Die Verachtung war ihm deutlich anzusehen, seine Eifersucht dagegen verstand er zu verbergen. Marlowe war tatsächlich in meinen Gemahl verliebt. Der Verdacht war mir schon in Madison gekommen, als ich mit den Fingern über die Widmung in Matthews Ausgabe des *Doktor Faustus* gefahren war.

»Ich wusste gar nicht, dass es in Woodstock ein Bordell gibt, das sich auf Riesinnen spezialisiert hat. Sonst sind Eure Huren deutlich feingliedriger und attraktiver, Matthew. Die hier ist eindeutig eine Amazone.« Kit drehte sich schniefend zu den Papieren um, die sich

auf dem Tisch häuften. »Der alte Fuchs hat berichtet, Euch hätte Geschäftliches und nicht die Lust gen Norden geführt. Wie habt Ihr die Zeit gefunden, Euch ihre Dienste zu sichern?«

»Es ist schon bemerkenswert, Kit, wie schnell Ihr jede Zuneigung zu ersticken versteht«, antwortete Matthew gedehnt, aber mit warnendem Unterton. Marlowe gab vor, sich ganz auf die Schriftstücke zu konzentrieren, schmunzelte in sich hinein und tat so, als wäre nichts gewesen. Matthews Finger schlossen sich fester um meine.

»Heißt sie wirklich Diana, oder hat sie diesen Namen angenommen, damit ihre Kunden sie reizvoller finden? Vielleicht sollte sie ihre rechte Brust entblößen oder sich mit Pfeil und Bogen ausstaffieren«, schlug Marlowe vor, während er nach einem Blatt griff. »Wisst Ihr noch, wie Bess aus Blackfriars von uns verlangte, sie Aphrodite zu nennen, bevor sie sich uns ...«

»Diana ist meine Gemahlin.« Matthew hatte mich stehen lassen, und seine Hand umklammerte nicht mehr meine Finger, sondern Marlowes Kragen.

»Nein.« Kit war anzusehen, wie entsetzt er war.

»Doch. Das heißt, dass sie die Herrin dieses Hauses ist, meinen Namen trägt und unter meinem persönlichen Schutz steht. In Anbetracht all dessen – und unserer langjährigen Freundschaft natürlich – wird fortan kein unziemliches Wort und kein Zweifel an ihrer Tugend mehr über Eure Lippen kommen.«

Ich bewegte die schmerzenden Finger. Matthew hatte so wütend zgedrückt, dass sich der Ring an meiner linken Hand ins Fleisch gepresst und einen hellroten Abdruck hinterlassen hatte. Obwohl der Diamant in der Fassung facettenlos geschliffen war, fing er die Wärme des Kaminfeuers ein. Den Ring hatte ich ganz unerwartet von Matthews Mutter Ysabeau geschenkt bekommen. Vor wenigen Stunden – vor einigen hundert Jahren? – in einigen hundert Jahren? – hatte Matthew ein uraltes Ehegelöbnis gesprochen und den Diamantring auf meinen Ringfinger geschoben.

Wir hörten Geschirr klappern, und im selben Moment betreten zwei Vampire den Raum. Der eine war ein schlanker Mann mit

ausdrucksvollem, wettergegerbtem Gesicht, schwarzem Haar und schwarzen Augen. In seinen haselnussbraunen Händen hielt er eine Weinkaraffe und ein Weinglas mit einem Delfin als Stiel, auf dessen Schwanzflosse der Kelch aufsaß. Begleitet wurde der Mann von einer grobknöchigen Frau, die eine Platte mit Brot und Käse trug.

»Ihr seid zu Hause, Milord.« Der Mann war offenkundig überrascht. Merkwürdigerweise konnte ich ihn wegen seines französischen Akzents besser verstehen als Marlowe. »Der Bote sagte am Donnerstag noch ...«

»Meine Pläne haben sich geändert, Pierre.« Matthew wandte sich an die Frau. »Meine Gemahlin verlor auf der Reise ihr ganzes Hab und Gut, Françoise, und die Kleider, die sie trug, waren so verschmutzt, dass ich sie verbrennen musste.« Er log dreist und ohne jeden Skrupel. Weder die Vampire noch Kit sahen aus, als würden sie ihm ein Wort glauben.

»Eure Gemahlin?« Françoises französischer Akzent war genauso ausgeprägt wie der von Pierre. »Aber sie ist eine ...«

»Warmblüterin«, fiel ihr Matthew ins Wort und nahm Pierre den Weinkelch ab. »Sagt Charles, dass wir einen weiteren Magen zu füllen haben. Diana fühlt sich in letzter Zeit nicht recht wohl und muss auf Anraten ihres Arztes viel frisches Fleisch und frischen Fisch essen. Jemand wird auf den Markt gehen müssen, Pierre.«

Pierre blinzelte. »Sehr wohl, Milord.« Er sprach das englische »Mylord« mit französischem I aus.

»Außerdem wird sie etwas anzuziehen brauchen«, bemerkte Françoise und schätzte gleichzeitig meine Maße ab. Auf Matthews Nicken hin verschwand sie, dicht gefolgt von Pierre.

»Was ist mit deinem Haar passiert?« Matthew hielt eine rötliche Haarsträhne zwischen den Fingern.

»O nein«, murmelte ich und fasste mir an den Kopf. Statt in mein gewohntes schulterlanges, strohblondes Haar griff ich in rotgoldene Locken, die mir bis zur Taille reichten. Das letzte Mal hatten meine Haare ein solches Eigenleben entwickelt, als ich am College in einer *Hamlet*-Aufführung die Ophelia spielen sollte. Damals wie jetzt wa-

ren das plötzliche Wachstum und die Farbveränderung kein gutes Zeichen. Offenbar war auf unserer Reise in die Vergangenheit die Hexe in mir erwacht. Und niemand konnte wissen, welche Magie dabei entfesselt worden war.

Vampire hätten vielleicht das einschießende Adrenalin und meine plötzliche Angst gerochen, oder sie hätten gehört, wie mein Blut zu singen begann. Kit als Dämon hingegen spürte, wie meine Hexenenergie anstieg.

»Beim Grab unseres Erlösers.« Marlowe lächelte schadenfroh. »Ihr habt eine Hexe mitgebracht. Was hat sie denn angestellt?«

»Lasst es gut sein, Kit. Das soll nicht Eure Sorge sein.« Matthews Stimme klang sofort energisch, aber seine Finger strichen weiter liebevoll durch mein Haar. »Mach dir keine Sorgen, *mon cœur*. Das ist bestimmt nur die Erschöpfung.«

Mein sechster Sinn widersprach ihm heftig. Diese Veränderung ließ sich nicht mit schlichter Müdigkeit erklären. Ich war zwar von der Abstammung her eine Hexe, aber ich hatte nie Gelegenheit gehabt herauszufinden, welche Kräfte ich eigentlich von meinen Eltern geerbt hatte. Nicht einmal meine Tante Sarah und ihre Lebensgefährtin Emily Mather – beides Hexen – hatten mit Sicherheit sagen können, welche magischen Fähigkeiten ich besaß und wie ich sie beherrschen konnte. Matthew hatte zwar mein Blut analysiert und dabei die verschiedenen genetischen Marker für mein magisches Potential herausgefiltert, aber niemand konnte sagen, ob oder wann diese Erbanlagen aktiv würden.

Bevor ich mir noch mehr Sorgen machen konnte, kehrte Françoise mit etwas zurück, das wie eine lange Stopfnadel aussah. Zwischen ihren Lippen klemmten zahllose Stecknadeln. Begleitet wurde sie von einem wandelnden Berg an Samt, Wolle und Leinen, unter dem Pierres schlanke braune Beine hervorschauten.

»Wofür sind die?«, fragte ich misstrauisch und deutete auf die Nadeln.

»Dafür, dass wir Madame hier hineinbekommen natürlich.« Françoise zog eine Art braunen Mehlsack von dem Kleiderstapel. Das Ge-

wand sah nicht gerade besonders vornehm oder elegant aus, aber da ich in Sachen elisabethanischer Mode nicht auf dem Laufenden war, verkniff ich mir jeglichen Kommentar.

»Geht nach unten, wo Ihr hingehört, Kit«, befahl Matthew seinem Freund. »Wir kommen in Kürze nach. Und hütet Eure Zunge. Es ist nicht an Euch, diese Geschichte zu erzählen.«

»Wie Ihr wünscht.« Marlowe zupfte am Saum seines rotbraunen Wamses, eine scheinbar lässige Geste, bei der ihn nur das Zittern seiner Hände verriet, und verbeugte sich knapp und ironisch.

Als der Dämon gegangen war, legte Françoise den Mehlsack über eine Bank, begann mich zu umkreisen und inspizierte mich, um festzustellen, wo sie ihren Angriff am besten starten sollte. Mit einem verärgerten Seufzen begann sie mich anzukleiden. Matthew trat an den Tisch und beugte sich über die Papiere, die darauf verstreut lagen. Er öffnete ein korrekt gefaltetes rechteckiges Päckchen, das mit einem rosa Wachsklecks versiegelt war, und überflog dann die eng beschriebenen Zeilen.

»Dieu. Das hatte ich ganz vergessen. Pierre!«

»Milord?«, drang eine gedämpfte Stimme aus dem Stoffberg.

»Leg das ab, und erzähl mir, worüber Lady Cromwell sich diesmal beschwert.« Matthew behandelte Pierre und Françoise mit einer perfekten Mischung aus Vertraulichkeit und Autorität. Wenn man im sechzehnten Jahrhundert so mit seinen Bediensteten umging, würde ich noch einige Zeit brauchen, bevor ich diese Kunst beherrschte.

Die beiden Männer unterhielten sich leise am Kamin, während ich in etwas Vorzeigbares gesteckt, geheftet und geschnürt wurde. Françoise schüttelte den Kopf, als sie meinen Ohrring mit den verschlungenen Golddrähten sah, an denen Edelsteine hingen, die ursprünglich Ysabeau gehört hatten. Zusammen mit Matthews Ausgabe des *Doktor Faustus* und der kleinen silbernen Dianastatue hatte der Ohrring uns in dieses Jahr zurückgelotst. Françoise kramte in einer Kommode und hatte im Handumdrehen das passende Gegenstück gefunden. Nachdem die Schmuckfrage geregelt war, rollte sie dicke Strümpfe über meine Knie und befestigte sie mit scharlachroten Bändern.

»Ich glaube, ich bin so weit.« Ich konnte es kaum erwarten, ins Erdgeschoss zu gehen und unseren Besuch im sechzehnten Jahrhundert zu beginnen. Bücher über die Vergangenheit zu lesen war etwas ganz anderes, als sie zu erleben, wie mein kurzer Kontakt mit Françoise und mein Crashkurs in elisabethanischer Kleidung bewiesen.

Matthew begutachtete meine Aufmachung. »Damit ist sie vorzeigbar – fürs Erste.«

»Damit ist sie nicht nur vorzeigbar, sondern vor allem so unauffällig, dass man sie gleich wieder vergisst«, verbesserte Françoise, »und genauso sollte eine Hexe in diesem Hause aussehen.«

Matthew übergang Françoise' Bemerkung und wandte sich mir zu. »Wenn wir gleich nach unten gehen, dann sprich nur das Nötigste, Diana. Kit ist ein Dämon, und George weiß, dass ich ein Vampir bin, aber selbst der aufgeschlossenste Geist wird argwöhnisch, wenn er unerwartet auf jemand Neuen und Andersartigen trifft.«

Unten im großen Saal wünschte ich George – Matthews groschen- und gönnerlosem Freund – formvollendet und, wie ich glaubte, in perfektem elisabethanischem Englisch einen guten Abend.

»Spricht die Frau *Englisch*?« George sah mich mit weit aufgerissenem Mund an und spähte dabei durch dicke runde Brillengläser, die seine blauen Augen grotesk verzerrten. Die eine Hand hatte er in die Hüfte gestemmt. So eine Pose hatte ich zum letzten Mal auf einem Gemälde im Victoria and Albert Museum gesehen.

»Sie kommt aus Chester«, erklärte Matthew eilig. George wirkte nicht überzeugt. Offenbar konnte nicht einmal die Wildnis Nordenglands meine merkwürdige Sprechweise erklären. Matthew hatte sich automatisch dem Tonfall und Sprachmuster der damaligen Zeit angepasst, aber ich klang unüberhörbar modern und amerikanisch.

»Sie ist eine Hexe«, korrigierte Kit und nahm einen Schluck Wein.

»Wahrhaftig?« George studierte mich mit neu erwachtem Interesse. Ich spürte keinen leisen Druck, der darauf hingedeutet hätte, dass der Mann ein Dämon war, kein hexentypisches Kribbeln und auch nicht die frostige Kälte eines Vampirblicks. George war ein ganz gewöhnlicher, warmblütiger Mensch – der schon etwas älter und

müder war, offenbar hatte das Leben an ihm gezehrt. »Aber Ihr mögt Hexen genauso wenig wie Kit, Matthew. Ihr habt mir stets abgeraten, mich mit diesem Thema zu befassen. Als ich ein Gedicht über Hekate verfassen wollte, meintet Ihr ...«

»Diese Hexe hier mag ich aber. Und zwar so sehr, dass ich sie geheiratet habe«, unterbrach ihn Matthew und setzte einen festen Kuss auf meine Lippen, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

»Geheiratet!« George warf Kit einen kurzen Blick zu. Dann räusperte er sich. »Demnach gibt es also gleich zwei unerwartete Ereignisse zu feiern: Ihr wurdet nicht in Geschäften aufgehalten, wie Pierre glaubte, und Ihr seid mit einer Gemahlin zu uns zurückgekehrt. Meine Glückwünsche!« Sein bräsiger Tonfall erinnerte mich an eine Abschlussrede an der Universität. Ich verkniff mir ein Schmunzeln, und George reagierte mit einem strahlenden Lächeln und einer Verbeugung. »Ich bin George Chapman, Mistress Roydon.«

Der Name klang vertraut. Ich durchforstete das unsortierte Wissen in meinem Historikerhirn. Chapman war jedenfalls kein Alchemist – das war mein Fachgebiet, und sein Name tauchte nicht in den Arealen auf, die mein Hirn für dieses obskure Fach reserviert hatte. Sicher war er Schriftsteller, genau wie Marlowe, aber mir wollte keines seiner Werke einfallen.

Nachdem wir einander vorgestellt worden waren, bat Matthew uns an den Kamin. Dort sprachen die Männer über Politik, wobei George sich redlich bemühte, mich in die Unterhaltung einzubeziehen, indem er sich nach dem Zustand der Straßen und dem Wetter auf meiner Reise erkundigte. Ich antwortete so ausweichend wie möglich und bemühte mich gleichzeitig, mir all die kleinen Gesten und Ausdrücke einzuprägen, die mir helfen würden, als Elisabetha-nerin durchzugehen. George sonnte sich in meiner Aufmerksamkeit und belohnte sie mit einer langen Abhandlung über seine neuesten literarischen Bemühungen. Kit, dem es gar nicht gefiel, in eine Nebenrolle gedrängt zu werden, fuhr George in die Parade, indem er anbot, aus seinem *Doktor Faustus* vorzulesen.

»Eine Lesung unter Freunden«, verkündete der Dämon mit glän-

zenden Augen. »Als Test gewissermaßen vor einer späteren Aufführung.«

»Nicht heute, Kit. Es ist schon nach Mitternacht, und Diana ist müde nach der langen Reise«, sagte Matthew und half mir aus meinem Sessel.

Kit ließ uns nicht aus den Augen, bis wir den Raum verlassen hatten. Er wusste, dass wir etwas verheimlichten. Bei jeder unzeitgemäßen Redewendung, die mir im Laufe des Gesprächs entschlüpft war, hatte er aufgehorcht, und besonders nachdenklich war er geworden, als Matthew sich nicht erinnern konnte, wo seine Laute lag.

Bevor wir aus Madison aufgebrochen waren, hatte Matthew mich gewarnt, dass Kit außergewöhnlich scharfsichtig war, sogar für einen Dämon. Ich fragte mich, wie lange es wohl dauern würde, bis Marlowe herausfand, was wir tatsächlich verbargen. Meine Frage sollte innerhalb weniger Stunden beantwortet werden.

Am nächsten Morgen lagen wir plaudernd und geborgen in unserem warmen Bett, während der Haushalt allmählich erwachte.

Anfangs beantwortete Matthew bereitwillig meine Fragen nach Kit (dem Sohn eines Schusters, wie sich herausstellte) und George (der zu meiner Überraschung nicht viel älter war als Marlowe). Doch als ich mich nach den praktischen Aspekten der Haushaltsführung erkundigte und wissen wollte, wie sich eine elisabethanische Frau zu verhalten hatte, begann er sich schon bald zu langweilen.

»Was ist mit meinen Kleidern?« Ich gab mir alle Mühe, ihn für meine Sorgen zu interessieren.

»Ich glaube nicht, dass verheiratete Frauen in so etwas schlafen«, sagte Matthew und begann an dem feinen Leinen meines Nachthemds herumzuspielen. Er löste das Band des Rüschenkragens und wollte gerade einen Kuss unter mein Ohr setzen, um mich zu überzeugen, dass meine Kleidung nicht weiter wichtig war, als jemand den Vorhang unseres Himmelbettes zur Seite riss. Ich blinzelte gegen die Sonnenstrahlen an.

»Und?«, wollte Marlowe wissen.

Ein zweiter dunkelhäutiger Dämon schielte über Marlowes Schul-

ter. Mit seinem dünnen Körper und dem spitzen Kinn, an dem ein ebenso spitzer brauner Bart spross, erinnerte er an einen energiegeladenen Kobold. Seine Haare hatten offensichtlich seit Wochen keinen Kamm gesehen. Notdürftig bedeckte ich meinen Körper mit den Händen, denn mir war schlagartig bewusst, wie dünn mein Nachthemd war und dass ich nichts darunter trug.

»Ihr habt Master Whites Zeichnungen aus Roanoke gesehen, Kit. Die Hexe sieht ganz und gar nicht aus wie eine Ureinwohnerin aus Virginia«, erwiderte der fremde Dämon enttäuscht. Erst jetzt bemerkte er Matthew, der ihn wutentbrannt fixierte. »Ah. Guten Morgen, Matthew. Gestattet Ihr, dass ich mir Euren geometrischen Kompass ausleihe? Ich verspreche auch, ihn diesmal nicht an den Fluss mitzunehmen.«

Matthew ließ die Stirn auf meine Schulter sinken und schloss stöhnend die Augen.

»Sie muss aus der Neuen Welt stammen – oder aus Afrika.« Marlowe weigerte sich beharrlich, meinen Namen in den Mund zu nehmen. »Sie kommt weder aus Chester, noch stammt sie aus Schottland, Irland, Wales, Frankreich oder den Kolonien. Und ich glaube nicht, dass sie eine Holländerin oder Spanierin ist.«

»Euch auch einen guten Morgen, Tom. Gibt es einen bestimmten Grund, weshalb Ihr um diese Zeit und in meinem Schlafzimmer über Dianas Herkunft streiten müsst?« Matthew zog die Bänder meines Nachthemds wieder zu.

»Das Wetter ist viel zu schön, um im Bett zu liegen, selbst wenn einen der Schüttelfrost um den Verstand bringt. Kit behauptet, Ihr hättet die Hexe im Fieberwahn geheiratet. Anders ließe sich diese Torheit nicht erklären.« Tom plapperte auf Dämonenart los und machte keine Anstalten, Matthews Frage zu beantworten. »Die Straßen waren trocken, und wir sind bereits vor Stunden eingetroffen.«

»Und schon jetzt ist der Wein aus«, beschwerte sich Marlowe.

»Wir?« Es waren also noch mehr Gäste gekommen? Dabei hatte ich schon jetzt das Gefühl, dass es in der Old Lodge entschieden zu voll war.

»Raus! Madame muss sich waschen, bevor sie seine Lordschaft begrüßt.« Françoise betrat mit einer dampfenden Wasserschüssel den Raum. Wie üblich trottete Pierre ihr hinterher.

»Hat sich etwas von Bedeutung ereignet?«, wollte George durch die Vorhänge hindurch wissen. Still und leise hatte er den Raum betreten und damit Françoise' Bemühungen, die anderen Männer aus dem Zimmer zu scheuchen, vereitelt. »Lord Northumberland wurde allein unten im großen Saal sitzen gelassen. Wäre er mein Förderer, würde ich ihn nicht so behandeln!«

»Hal liest gerade eine Abhandlung über die Konstruktion einer Waage, die mir ein Mathematiker aus Pisa gesandt hat. Damit ist er vollauf beschäftigt«, erwiderte Tom säuerlich und ließ sich auf der Bettkante nieder.

Offenbar sprach er über Galileo, begriff ich. Im Jahr 1590 hatte Galileo als Dozent an der Universität von Pisa gelehrt. Sein Werk über die Waage war da noch nicht veröffentlicht.

Tom. Lord Northumberland. Jemand, der mit Galileo korrespondierte.

Mein Kiefer klappte nach unten. Der Dämon, der auf unserer Steppdecke saß, musste Thomas Harriot sein.

»Françoise hat recht. Raus. Und zwar alle.« Matthew richtete sich auf.

»Was sollen wir Hal sagen?«, wollte Kit wissen und warf einen vielsagenden Blick in meine Richtung.

»Dass ich gleich hinunterkommen werde«, sagte Matthew. Er wälzte sich herum und zog mich an seine Seite.

Ich wartete, bis Matthews Freunde aus dem Raum defiliert waren, dann boxte ich ihn gegen die Brust.

»Wofür war das denn?« Er wand sich unter gespielten Schmerzen, dabei hatte ich mir bei dem Schlag nur die Faust geprellt.

»Dafür, dass du mir nicht erzählt hast, wer deine *Freunde* sind!« Ich stützte mich auf einen Ellbogen und sah ihn finster an. »Der berühmte Dramatiker Christopher Marlowe. Der Dichter und Gelehrte George Chapman. Der Mathematiker und Astronom Thomas Har-

riot, wenn ich mich nicht sehr irre. Und unten wartet der ›Hexenmeister‹, der Earl Henry Percy of Northumberland!«

»Ich weiß nicht, wann Henry diesen Spitznamen bekommen hat, aber so nennt ihn hier niemand.« Matthew sah mich amüsiert an, was mich noch wütender machte.

»Jetzt fehlt nur noch Sir Walter Raleigh, und schon haben wir die gesamte Schule der Nacht beisammen.« Matthew schaute aus dem Fenster, als ich die legendäre Gruppierung von Umstürzlern, Philosophen und Freidenkern erwähnte. *Thomas Harriot, Christopher Marlowe, George Chapman, Walter Raleigh. Und...*

»Wer genau bist du hier, Matthew?« Ich war gar nicht auf die Idee gekommen, ihn das vor unserer Abreise zu fragen.

»Matthew Roydon«, antwortete er mit einem freundlichen Nicken, als wären wir uns eben vorgestellt worden. »Der Dichterfreund.«

»Die Geschichtsschreiber wissen praktisch nichts über dich«, sagte ich verdattert. Matthew Roydon war die undurchsichtigste Gestalt aus dem Dunstkreis der mysteriösen Schule der Nacht.

»Jetzt, wo du weißt, wer Matthew Roydon in Wahrheit ist, überrascht dich das doch nicht?« Eine schwarze Braue hob sich.

»Ach, in den letzten Monaten wurde ich so oft überrascht, dass es für ein ganzes Leben reicht. Trotzdem hättest du mich warnen können, bevor du mich hier abgesetzt hast.«

»Was hättest du dann getan? Bevor wir aufgebrochen sind, hatten wir kaum die Muße, uns umzuziehen, und ganz bestimmt keine Zeit für ein Forschungsprojekt.« Er setzte sich auf und schwang die Beine auf den Boden. Unsere traute Zweisamkeit war von beklagenswert kurzer Dauer gewesen. »Du brauchst dir keine Gedanken zu machen. Das sind bloß gewöhnliche Männer, Diana.«

Ganz gleich, was Matthew sagte, an diesen Männern war nichts gewöhnlich. Die Schule der Nacht hatte häretische Ansichten vertreten, sich über die Korruption am Hof von Königin Elisabeth mokiert und den intellektuellen Größenwahn von Kirche und Universitäten entlarvt. »Verrückt, böse und ein gefährlicher Freundeskreis«, beschrieb diese Gruppe perfekt. Wir hatten uns nicht zu einer fried-

lichen Runde gesellt, die sich in aller Freundschaft an Halloween traf. Wir waren in ein Hornissennest elisabethanischer Unruheftiger gefallen.

»Mal abgesehen davon, dass deine Freunde wirklich rücksichtslos sein können und Vorsicht geboten ist, darfst du nicht von mir erwarten, dass ich völlig ungerührt bleibe, wenn du mich Leuten vorstellst, mit denen ich mich seit meinem ersten Semester an der Uni beschäftigt habe«, tadelte ich ihn. »Thomas Harriot ist einer der führenden Astronomen seiner Zeit. Dein Freund Henry Percy ist Alchemist.« Pierre, der offenbar spürte, wann einer Frau die Nerven durchzugehen drohten, streckte meinem Gemahl hastig eine schwarze Reithose hin, damit er nicht barbeinig dastand, wenn sich mein Zorn endgültig Luft machte.

»Genau wie Walter und Tom.« Matthew ignorierte die dargebotene Hose und kratzte sich am Kinn. »Sogar Kit versucht sich stümperhaft als Alchemist, allerdings ohne Erfolg. Du darfst dir nicht ständig vor Augen halten, was du über sie zu wissen glaubst. Wahrscheinlich stimmt es sowieso nicht. Und du solltest mit deinen modernen historischen Etiketten aufpassen.« Endlich griff er nach seiner Hose und stieg hinein. »Will hat sich den Ausdruck ›Schule der Nacht‹ ausgedacht, um Kit eins auszuwischen, aber bis dahin sind es noch ein paar Jahre.«

»Es interessiert mich nicht, was William Shakespeare getan hat, gerade tut oder irgendwann tun wird ... Vorausgesetzt, er sitzt nicht mit dem Earl of Northumberland unten!«, gab ich zurück und stand auf.

»Natürlich sitzt Will nicht da unten.« Matthew wedelte wegwerfend mit der Hand. »Walter gibt nicht viel auf Wills dichterische Fähigkeiten, und Kit hält ihn für einen diebischen Schmierfinken.«

»Da bin ich aber erleichtert. Und was willst du ihnen über mich erzählen? Marlowe weiß genau, dass wir etwas verbergen.«

Matthews graugrüne Augen blickten mich ernst an. »Wahrscheinlich die Wahrheit.« Pierre reichte ihm ein Wams – schwarz, mit feinen Stickereien – und starrte währenddessen, das Musterbild eines

Bediensteten, eisern auf einen Punkt oberhalb meiner Schulter.
»Dass du eine Zeitwandlerin und Hexe aus der Neuen Welt bist.«

»Die Wahrheit«, wiederholte ich tonlos. Pierre hörte jedes Wort mit, zeigte aber keine Reaktion, und Matthew ignorierte ihn, als wäre er unsichtbar. Ich fragte mich, ob wir uns wohl so lange hier aufhalten würden, dass auch ich seine Anwesenheit nicht mehr bemerken würde.

»Warum nicht? Tom wird jedes Wort mitschreiben, das du von dir gibst, und es dann mit seinen Notizen über die Sprache der Algonquin vergleichen. Ansonsten wird dich niemand weiter beachten.« Was er anziehen sollte, schien Matthew mehr zu beschäftigen als die mögliche Reaktion seiner Freunde.

Françoise kehrte mit zwei warmblütigen jungen Frauen zurück, beide beladen mit sauberen Kleidern. Sie deutete auf mein Nachthemd, und ich verzog mich hinter den Bettpfosten, um mich umzuziehen. Zum Glück hatte ich mich oft genug in Umkleideräumen ausgezogen und daher kaum Hemmungen, mich vor anderen zu entblößen. Ich hob das Leinen über meine Hüften und dann über meine Schultern.

»Kit wird mich sehr wohl beachten. Er sucht nur nach einem Grund, mich nicht zu mögen, und damit liefern wir ihm gleich mehrere.«

»Kit ist kein Problem«, versicherte Matthew mir zuversichtlich.

»Ist Marlowe dein Freund oder deine Marionette?« Ich kämpfte mich immer noch durch das Leinen meines Nachthemds, als ich ein erschrockenes Luftschnappen und ein ersticktes »*Mon dieu*« hörte.

Ich erstarrte. Françoise hatte auf meinem Rücken die mondsichel-förmige Narbe gesehen, die sich von einer Seite der Rippen zur anderen erstreckte, gekrönt von dem Stern zwischen meinen Schulterblättern.

»Ich werde Madame ankleiden«, erklärte Françoise den beiden Mägden kühl. »Lasst die Kleider liegen und geht wieder an eure Arbeit.«

Die Mägde verschwanden nach einem kurzen Knicks und einem

unverhohlen neugierigen Blick. Sie hatten die Narben nicht gesehen. Sobald sie die Tür ins Schloss gezogen hatten, prallte Françoise' schockiertes »Wer hat das getan?« auf Matthews »Das darf niemand wissen« und mein eigenes, fast schüchternes »Das ist nur eine Narbe«.

»Jemand hat Euch mit dem Wappen der de Clermonts gebrandmarkt«, beharrte Françoise kopfschüttelnd. »Dem Wappen, das auch Milord verwendet.«

»Wir haben den Pakt gebrochen.« Ich kämpfte gegen die Übelkeit an, die jedes Mal in mir hochstieg, wenn ich an die Nacht dachte, in der mich eine andere Hexe als Verräterin gebrandmarkt hatte. »Und so hat mich die Kongregation dafür bestraft.«

»Darum also seid Ihr hergekommen.« Françoise schnaubte. »Der Pakt war von Anfang an eine dumme Idee. Philippe de Clermont hätte sich nie darauf einlassen dürfen.«

»Trotzdem sind wir dadurch sicher vor den Menschen.« Ich war kein großer Freund dieser Vereinbarung oder der neunköpfigen Kongregation, die über ihre Durchsetzung wachte, aber niemand konnte bestreiten, dass der Pakt langfristig erfolgreich sichergestellt hatte, dass wir nichtmenschlichen Kreaturen vor ungebetener Aufmerksamkeit geschützt blieben. Jenes Gelübde, das die Dämonen, Vampire und Hexen vor langer Zeit abgelegt hatten, verbot uns jede Einmischung in Politik oder Religion und untersagte jegliche persönliche Verbindung zwischen den drei verschiedenen Spezies. Die Hexen sollten unter sich bleiben, genau wie Vampire und Dämonen. Vor allem sollten wir uns keinesfalls in andere Wesen verlieben und sie heiraten.

»Sicher? Glaubt nur nicht, dass Ihr hier sicher seid, Madame. Sicher ist keiner von uns. Die Engländer sind ein abergläubisches Volk, sie sehen auf jedem Friedhof Gespenster und um jeden Suppenkessel Hexen tanzen. Die Kongregation ist das Einzige, was zwischen uns und der völligen Ausrottung steht. Ihr seid sehr klug, hier Zuflucht zu suchen. Nun kommt, Ihr müsst Euch anziehen, die anderen warten auf Euch.« Françoise half mir aus dem Nachthemd und reichte mir ein nasses Tuch sowie eine Schüssel mit einer Schmiere, die nach

Rosmarin und Orange roch. Es war eigenartig, wie ein Kind behandelt zu werden, doch ich wusste, dass Menschen von Matthews Rang sich damals waschen, anziehen und füttern ließen wie kleine Kinder. Pierre reichte Matthew eine Schale mit etwas, das zu dunkel war, um Wein zu sein.

»Sie ist nicht nur eine Hexe, sondern noch dazu eine *Fileuse de temps?*«, fragte Françoise Matthew leise. Der unvertraute Begriff *Zeitspinnerin* beschwor die Erinnerung an die vielen bunten Fäden herauf, denen wir gefolgt waren, um an diesen Augenblick in der Vergangenheit zu gelangen.

»Das ist sie.« Matthew nickte, den Blick fest auf mich gerichtet, und nahm einen Schluck aus seiner Schale.

»Aber wenn sie aus einer anderen Zeit kommt, bedeutet das ...«, setzte Françoise mit großen Augen an. Dann verstummte sie nachdenklich. *Sie vermutet, dass er nicht derselbe Matthew ist*, erkannte ich erschrocken.

»Es genügt, wenn wir wissen, dass sie unter dem Schutz von Milord steht«, ermahnte Pierre sie grob und mit warnendem Unterton. Er reichte Matthew einen Dolch. »Was das bedeutet, braucht uns nicht zu interessieren.«

»Es bedeutet, dass ich sie liebe und dass sie mich ebenfalls liebt.« Matthew sah seinen Diener eindringlich an. »Und dies ist die Wahrheit, ganz gleich, was ich zu allen anderen sage. Verstanden?«

»Ja«, erwiderte Pierre, obwohl sein Tonfall das Gegenteil vermuten ließ.

Auf Matthews fragenden Blick hin kniff auch Françoise die Lippen zusammen und nickte grimmig.

Sie widmete sich wieder mir und wickelte mich in ein dickes Leinenhandtuch. Dabei musste sie auch die anderen Wunden an meinem Körper bemerkt haben, die ich mir im Verlauf dieses einen unendlich langen Tages mit der Hexe Satu zugezogen hatte, sowie alle anderen Narben von später erlittenen Qualen. Trotzdem stellte sie mir keine weiteren Fragen, sondern setzte mich in einen Sessel am Kamin, um mich dort zu kämmen.

»Und hat man ihr diese Beleidigung zugefügt, nachdem Ihr Eure Liebe zu der Hexe erklärt hattet, Milord?«, fragte Françoise.

»Ja.« Matthew schnürte den Dolch an seiner Taille fest.

»Demnach war es kein *Manjasang*, der sie gezeichnet hat«, murmelte Pierre. Er verwendete das alte okzitanische Wort für Vampir – *Blutesser*. »Kein Vampir würde sich den Zorn der de Clermonts zuziehen wollen.«

»Nein, es war eine Hexe.« Obwohl ich direkt am Feuer saß, ließ mich dieses Bekenntnis schauern.

»Allerdings waren zwei *Manjasang* dabei und ließen sie gewährleisten«, ergänzte Matthew grimmig. »Und dafür werden sie bezahlen.«

»Vorbei ist vorbei.« Ich wollte keine Fehde unter den Vampiren auslösen. Wir hatten auch so genug Probleme.

»Wenn Milord Euch zur Frau genommen hat, bevor die Hexe Euch angriff, dann ist nichts vorbei.« Geschickt flocht Françoise mein Haar zu festen Zöpfen, die sie um meinen Kopf schlang und dann feststeckte. »In diesem gottverfluchten Land, in dem man keine wahre Treue kennt, mögt Ihr vielleicht Roydon heißen, aber wir werden gewiss nicht vergessen, dass Ihr eine de Clermont seid.«

Matthews Mutter hatte mich gelehrt, dass die de Clermonts wie ein Wolfsrudel waren. Im einundzwanzigsten Jahrhundert hatte ich gegen die Verpflichtungen und Beschränkungen aufbegehrt, die mit der Zugehörigkeit zu diesem Rudel verbunden waren. Im Jahr 1590 hingegen war nicht vorherzusehen, wie sich meine Magie entfalten würde, ich verfügte über praktisch keine Kenntnisse der Hexerei, und meine frühesten bekannten Vorfahren waren noch nicht geboren. Hier konnte ich mich nur auf meinen Verstand und auf Matthew verlassen.

»Zu dem Zeitpunkt war schon klar, dass wir zusammengehören. Trotzdem will ich jetzt keine Schwierigkeiten.« Ich senkte den Blick auf Ysabeaus Ring und strich mit dem Daumen über das Band. Meine Hoffnung, dass wir uns nahtlos in die Vergangenheit einfügen würden, erschien mir plötzlich ebenso abwegig wie naiv. Ich sah mich um. »Und das ...«

»Wir sind nur aus zwei Gründen hier, Diana: um dir eine Lehrerin zu suchen und um das alchemistische Manuskript aufzuspüren.« Das mysteriöse, *Ashmole 782* genannte Manuskript hatte uns damals zusammengeführt. Im einundzwanzigsten Jahrhundert ruhte es sicher unter Millionen von anderen Büchern in der Bodleian Library in Oxford. Beim Ausfüllen des Bestellzettels hatte ich nicht ahnen können, dass ich mit diesem einfachen Akt einen komplizierten Bannspruch lösen würde, der das Manuskript bis dahin in sein Regal gefesselt hatte, und dass derselbe Bann wieder in Kraft treten würde, sobald ich *Ashmole 782* zurückgab. Genauso wenig hatte ich etwas von den vielen Geheimnissen über Hexen, Vampire und Dämonen geahnt, die angeblich in diesem Manuskript offenbart wurden. Statt den Versuch zu unternehmen, den Bannspruch ein zweites Mal in der modernen Welt zu lösen, hatte Matthew es für sicherer gehalten, *Ashmole 782* in der Vergangenheit zu suchen.

»Bis wir zurückkehren, ist dies dein Zuhause«, versuchte er mich zu beruhigen.

Die massiven Möbel des Raumes waren mir aus Museen und Auktionskatalogen vertraut, trotzdem würde ich mich in der Old Lodge nie wirklich zu Hause fühlen. Ich betastete das feste Leinen des Handtuchs – nicht zu vergleichen mit den kratzigen Frotteetüchern, die Sarah und Em besaßen und die vom vielen Waschen fadenscheinig geworden waren. In einem anderen Raum mischten sich verschiedene Stimmen in einem befremdlichen Rhythmus. Ich sehnte mich nach ein wenig Vertrautheit, nach etwas Berechenbarem. Aber die Vergangenheit war unsere einzige Option. Das hatten wir während unserer letzten Tage in Madison deutlich vor Augen geführt bekommen, als uns Vampire gejagt hatten und Matthew um ein Haar getötet worden wäre. Wenn unser Plan aufgehen sollte, musste ich zuallererst darauf achten, dass ich als elisabethanische Ehefrau durchging.

»O *schöne neue Welt*.« Natürlich war es unhistorisch, aus Shakespeares *Sturm* zu zitieren, der erst in zwanzig Jahren geschrieben werden sollte, aber dies war wirklich kein einfacher Morgen für mich.

»Und«, erwiderte Matthew mit einem Lächeln, »bist du bereit, dich ihr zu stellen?«

»Natürlich. Ich muss mich nur noch anziehen lassen.« Ich streckte die Schultern durch und stand auf. »Wie begrüßt man eigentlich einen Earl?«

Ich hatte mir unnötig Sorgen gemacht, ich könnte gegen irgendeine Etikette verstoßen. Titel und Anrede waren nebensächlich, wenn es sich bei dem fraglichen Earl um einen sanften Riesen namens Henry Percy handelte.

Françoise hantierte kopfschüttelnd an mir herum, während sie mich in ein eilig zusammengesuchtes Ensemble steckte: einen fremden Unterrock; ein gestepptes Mieder, um meinen athletischen Körper in eine weiblichere Gestalt zu pressen; ein besticktes, nach Lavendel und Zeder duftendes Leibchen mit hoher Halskrause; einen Glockenrock aus schwarzem Samt und Pierres beste Jacke, das einzige Kleidungsstück, das wenigstens annähernd meine Größe hatte. Sosehr sich Françoise auch bemühte, sie schaffte es nicht, das letzte Stück über meiner Brust zuzuknöpfen. Ich hielt den Atem an, zog den Bauch ein und hoffte das Beste, während sie die Korsettbänder straffzog, aber höchstens ein göttliches Wunder hätte mir eine sylphengleiche Silhouette verschaffen können.

Während des komplexen Rituals traktierte ich Françoise mit Fragen. Aufgrund der zeitgenössischen Porträts hatte ich erwartet, ich würde einen Reifrock wie einen Vogelkäfig an die Hüfte gebunden bekommen, aber Françoise erklärte mir, dass man so etwas nur zu formellen Anlässen trug. Stattdessen band sie mir unter den diversen Röcken einen ausgestopften Stoffreifen um den Bauch. Das Einzige, was für dieses Ungetüm sprach, war die Tatsache, dass es mir die zahllosen Stoffschichten von den Beinen weghielt und mir dadurch das Gehen ermöglichte – vorausgesetzt, es stand kein Mobiliar im Weg, und ich konnte mein Ziel auf geradem Weg erreichen. Allerdings wurde von mir ein Hofknicks erwartet. Françoise brachte mir

in aller Eile das Knicksen bei, während sie mir gleichzeitig erklärte, wie Henry Percys verschiedene Titel verwendet wurden – für mich war er Lord Northumberland, obwohl er mit Nachnamen Percy hieß und ein Earl war.

Doch mir sollte sich keine Gelegenheit bieten, mein frisch erworbenes Wissen anzuwenden. Sobald Matthew und ich den Saal betraten, sprang ein schlaksiger, junger Mann in schlammbespritzter Reisekleidung auf, um uns zu begrüßen. Sein breites Gesicht leuchtete neugierig auf, und seine schweren, aschgrauen Brauen hoben sich.

»Hal.« Matthew lächelte ihn mit der nachsichtigen Vertraulichkeit eines älteren Bruders an. Aber der Earl ignorierte seinen alten Freund und steuerte geradewegs auf mich zu.

»M-M-Mistress Roydon.« Er sprach in tiefem Bass, aber praktisch tonlos, betonungslos und akzentfrei. Auf der Treppe hatte Matthew mir erklärt, dass Henry schwerhörig war und seit seiner Kindheit stotterte. Dafür war er ein begnadeter Lippenleser. Mit ihm würde ich hoffentlich sprechen können, ohne mir um meinen Akzent Gedanken machen zu müssen.

»Wieder einmal ist mir Kit zuvorgekommen, wie ich sehe.« Matthew lächelte resigniert. »Ich hatte gehofft, ich könnte es Euch selbst erzählen.«

»Wen interessiert es schon, wer die frohe Botschaft verkündet?« Lord Northumberland verbeugte sich. »Ich danke Euch für Eure Gastfreundschaft, Mistress, und bitte um Verzeihung, dass ich Euch so überfalle. Es ist höchst gnädig von Euch, die Freunde Eures Gemahls schon zu solch früher Stunde zu ertragen. Wir hätten auf der Stelle abreisen sollen, sobald wir von Eurer Ankunft erfuhren. Das Gasthaus hätte uns als Obdach genügt.«

»Ihr seid hier mehr als willkommen, Mylord.« Damit war der Moment für einen Knicks gekommen, aber meine schweren schwarzen Röcke waren kaum zu bändigen, und das Korsett war so eng geschnürt, dass mein Rücken völlig steif war. Ich wollte die Beine beugen, um auf diese Weise eine angemessen ehrerbietige Pose her-

zustellen, kam aber sofort ins Schwanken. Eine große Hand schoss vor und fing mich mit dicken Fingern ab.

»Einfach Henry, Mistress. Alle Welt nennt mich Hal, mein Taufname ist darum förmlich genug.« Wie so viele Schwerhörige sprach der Earl absichtlich leise. Er ließ mich los und drehte sich zu Matthew um. »Warum ohne Bart, Matthew? Wart Ihr krank?«

»Ein kurzer Schüttelfrost, mehr nicht. Die Ehe hat mich kuriert. Wo sind die anderen?« Matthew sah sich suchend nach Kit, George und Tom um.

Bei Tag sah der große Saal der Old Lodge ganz anders aus. Ich hatte ihn bisher nur nachts gesehen, aber bei Tageslicht stellte sich heraus, dass die schweren Vertäfelungen in Wahrheit Fensterläden waren, die nun allesamt weit offen standen. Dadurch bekam der Raum etwas Luftiges, trotz des monströsen Kamins am anderen Ende. Der Kamin war mit mittelalterlichen Steinmetzarbeiten verziert, die Matthew zweifelsohne aus der Abtei gerettet hatte, die einst hier gestanden hatte – das zerquälte Gesicht eines Heiligen, ein Wapen, ein gotischer *Vierpass*, das steinerne Kleeblatt.

»Diana?« Matthews fröhliche Stimme riss mich aus meinen Gedanken. »Hal sagt, die anderen sind im Salon und lesen oder spielen Karten. Er fand es unangebracht, sich zu ihnen zu gesellen, bevor ihn die Dame des Hauses in aller Form eingeladen hat.«

»Selbstverständlich muss der Earl bleiben, und wir können sofort zu deinen Freunden gehen.« Mein Magen knurrte.

»Oder wir könnten dir etwas zu essen besorgen«, schlug er mit einem Grinsen vor. Nachdem ich meine Begegnung mit Henry Percy ohne Malheur überstanden hatte, begann sich Matthew zu entspannen. »Habt Ihr schon Stärkung bekommen, Hal?«

»Pierre und Françoise waren aufmerksam wie immer«, versicherte er uns. »Natürlich, wenn Mistress Roydon mir Gesellschaft leisten würde ...« Die Stimme des Earl versiegte, und sein Magen begann mit meinem im Duett zu gurgeln. Der Mann war groß wie eine Giraffe. Bestimmt brauchte er Unmengen an Kalorien, um seinen Stoffwechsel in Gang zu halten.

»Auch ich genieße gern ein ausgiebiges Frühstück, Mylord«, antwortete ich lachend.

»Henry«, korrigierte mich der Earl freundlich und lächelte dabei so breit, dass sich ein Grübchen in sein Kinn bohrte.

»Dann müsst Ihr mich Diana nennen. Ich kann unmöglich den Earl of Northumberland beim Vornamen nennen, wenn er mich weiterhin als Mistress Roydon anspricht.« Françoise hatte mich streng ermahnt, dem hohen Rang des Earl Respekt zu erweisen.

»Nun denn, Diana«, sagte Henry und reichte mir seinen Arm.

Er führte mich über einen zugigen Korridor in ein gemütliches Zimmer mit niedriger Decke, das von einer Reihe von Südfenstern erhellt wurde. Obwohl es relativ klein war, hatte man drei Tische mit samt Schemeln und Bänken hineingequetscht. Leises Rumoren, akzentuiert von kurzem Topf- und Pfannenscheppern, verriet mir, dass die Küche in der Nähe war. Jemand hatte eine Seite aus einem Almanach an die Wand geheftet, und auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers lag eine Karte, deren eine Ecke von einem Kerzenständer, die andere von einer flachen Schale mit Obst niedergehalten wurde. Das Arrangement wirkte so anheimelnd, dass es aus einem holländischen Stillleben zu stammen schien. Ein betörender Duft schlug mir entgegen, der mich innehalten ließ.

»Die Quitten.« Ich strich mit den Fingern darüber. Sie sahen genauso aus, wie ich sie mir vorgestellt hatte, als Matthew mir in Madison die Old Lodge beschrieb.

Dass ich auf eine ganz gewöhnliche Obstschale so heftig reagierte, schien Henry zu verwirren, aber er war zu wohlherzogen, um etwas zu sagen. Wir setzten uns an den Tisch, und ein Diener ergänzte das Stillleben vor uns um frisches Brot, einen Teller mit Trauben und eine Schale mit Äpfeln. Es war ein beruhigendes Gefühl, so vertraute Kost zu sehen. Henry bediente sich, und ich folgte seinem Beispiel, wobei ich mir genau merkte, was er sich nahm und wie viel er davon aß. Fremde verrieten sich meist durch Kleinigkeiten, und ich wollte so gewöhnlich wie möglich erscheinen. Während wir unsere Teller füllten, schenkte Matthew sich ein Glas Wein ein.

Während der gesamten Mahlzeit behandelte mich Henry mit ausgesuchter Höflichkeit. Er stellte mir keine einzige persönliche Frage und erkundigte sich nur sehr taktvoll nach Matthews Angelegenheiten. Stattdessen unterhielt er uns mit Anekdoten über seine Hunde, seine diversen Landgüter und seine strenge Mutter, wobei er uns ununterbrochen mit Nachschub an im Kamin geröstetem Brot versorgte. Er wollte gerade etwas von einem Umzug in London erzählen, als es im Hof laut wurde. Der Earl, der mit dem Rücken zur Tür saß, merkte nichts.

»Sie ist unmöglich! Ihr habt mich allesamt gewarnt, doch ich konnte nicht glauben, dass jemand so undankbar sein könnte. Nachdem ich ihre Schatzkammern mit solchen Reichtümern gefüllt habe, hätte sie doch wenigstens ... Oh.« Die breiten Schultern unseres neuesten Gastes füllten den Türrahmen aus. Eine dieser Schultern war in ein Tuch gehüllt, das so dunkel war wie die Locken, die unter dem gefiederten Hut hervorquollen. »Matthew. Seid Ihr krank?«

Überrascht drehte sich Henry um. »Einen guten Tag, Walter. Warum seid Ihr nicht bei Hofe?«

Ich hätte mich um ein Haar an meinem Brot verschluckt. Der Neuankömmling war mit Sicherheit Sir Walter Raleigh, das fehlende Mitglied aus Matthews Schule der Nacht.

»Ich wurde aus dem Paradies verstoßen, weil ich nach Höherem strebte, Hal. Und wer ist das?« Bohrende blaue Augen richteten sich auf mich, und aus dem dunklen Bart strahlten mich weiße Zähne an. »Henry Percy, Ihr seid ein schlauer Bock. Kit hat mir erzählt, dass Ihr Euch in den Kopf gesetzt habt, Euch die schöne Arabella zu unterwerfen. Hätte ich jedoch geahnt, dass es Euch auch nach reiferem Fleisch als dem von fünfzehnjährigen Maiden gelüftet, hätte ich Euch schon längst an eine reife, lüsterne Witwe gekettet.«

Reif? *Witwe?* Ich war eben dreiunddreißig geworden.

»Sie hat Euch also betört, diesen Sonntag die Kirche zu schwänzen. Wir müssen der Lady dankbar sein, dass sie Euch von den Knien geholt und auf ein Pferd gesetzt hat, wo Ihr hingehört.« Raleighs Akzent war dick wie der Rahm in Devonshire.

Der Earl of Northumberland legte die Gabel ab und betrachtete seinen Freund. Dann schüttelte er den Kopf und wandte sich wieder seinem Teller zu. »Geht hinaus, kommt noch einmal herein und fragt Matt, was es Neues gibt. Und gebt Euch zerknirscht dabei.«

»Nein.« Walter starrte Matthew mit offenem Mund an. »Sie gehört zu Euch?«

»Und dieser Ring beweist es.« Matthew schubste mit einem langen, gestiefelten Bein einen Schemel unter dem Tisch hervor. »Setzt Euch, Walter, und trinkt ein Bier.«

»Ihr habt geschworen, Ihr würdet niemals heiraten«, sagte Walter verwirrt.

»Es bedurfte einiger Überredungskunst.«

»Das nehme ich doch an.« Wieder kam Walter Raleighs durchdringender Blick auf mir zu liegen. »Eine Schande, dass sie an einen Kaltblüter verschwendet wurde. Ich hätte keinen Moment gezögert.«

»Diana weiß um mein Wesen und stört sich nicht an meiner Kälte, wie Ihr es nennt. Außerdem war sie diejenige, die überredet werden musste. Ich hatte mich gleich auf den ersten Blick in sie verliebt«, sagte Matthew.

Walter schnaubte nur.

»Gebt Euch nicht so bärbeißig, alter Freund. Auch Euch könnte Cupidos Pfeil noch treffen.« Matthews graue Augen blitzten gut gelaunt, denn er wusste genau, was die Zukunft für Raleigh bereithielt.

»Cupido muss warten. Im Moment bin ich ganz damit beschäftigt, die unfreundlichen Avancen der Königin und ihres Admirals abzuwehren.« Walter warf seinen Hut lässig auf einen der anderen Tische, wo er über die glänzende Oberfläche eines Backgammon-Spieles schlitterte und die Steine durcheinanderschob. Stöhnend ließ er sich neben Henry in einen Stuhl fallen. »So wie es aussieht, will jeder an meinem Profit teilhaben, aber niemand will mir auch nur den kleinen Finger reichen, während diese Sache mit der Kolonie wie ein Damoklesschwert über mir hängt. Die Idee für die diesjährige Geburtstagsfeier stammt von mir, trotzdem hat dieses Weibsbild nicht

mich, sondern Cumberland mit der Organisation der Zeremonie be-
traut.« Sofort brauste er wieder auf.

»Noch immer keine Neuigkeiten aus Roanoke?«, fragte Henry freundlich und reichte Walter dabei einen Krug mit dickflüssigem, braunem Bier. Mein Magen krampfte sich zusammen, als das Gespräch auf Raleighs zum Scheitern verurteilte Unternehmungen in der Neuen Welt kam. Es war das erste Mal, dass sich jemand laut Gedanken über den Ausgang eines zukünftigen Ereignisses machte, während ich ihn doch kannte, und es würde bestimmt nicht das letzte Mal sein.

»White traf letzte Woche in Plymouth ein, heimgetrieben vom üblen Wetter. Die Suche nach seiner Tochter und Enkeltochter musste er aufgeben.« Walter nahm einen tiefen Schluck und starrte ins Leere.
»Weiß der Himmel, was aus ihnen allen wurde.«

»Sobald es Frühling wird, könnt Ihr zurückkehren und werdet sie finden.« Henry klang überzeugt, aber Matthew und ich wussten, dass die vermissten Siedler von Roanoke nie gefunden würden und dass Raleigh nie wieder den Boden North Carolinas betreten sollte.

»Ich bete, dass Ihr recht habt, Hal. Aber genug von meinen Sorgen. Aus welchem Teil des Landes stammt Ihr, Mistress Roydon?«

»Cambridge«, antwortete ich leise und gleichzeitig so knapp und wahrheitsgetreu wie möglich. Zwar lag mein Heimatort in Massachusetts und nicht in England, aber wenn ich jetzt anfing, mir eine neue Vergangenheit auszudenken, würde ich mir meine Geschichten nie merken können.

»Ihr seid also die Tochter eines Gelehrten. Oder war Euer Vater gar Theologe? Matt würde es genießen, jemanden zu haben, mit dem er über Glaubensfragen disputieren kann. Abgesehen von Hal sind seine Freunde hoffnungslos, wenn es um Fragen der rechten Lehre geht.« Walter nahm wieder einen Schluck Bier und wartete ab.

»Dianas Vater starb, als sie noch sehr jung war.« Matthew nahm meine Hand.

»Das tut mir für Euch leid, Diana. Der Verlust eines V-V-Vaters ist ein schrecklicher Schlag«, murmelte Henry.

»Und hat Euer erster Gemahl Euch zum Trost Söhne und Töchter hinterlassen?« Etwas wie Mitgefühl stahl sich in Walters Stimme.

Im sechzehnten Jahrhundert wäre eine Frau meines Alters mit Sicherheit bereits verheiratet gewesen und hätte drei oder vier Kinder. Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

Walter runzelte die Stirn, aber bevor er die Sache vertiefen konnte, betrat Kit den Raum, dicht gefolgt von George und Tom.

»Endlich. Ihr müsst ihn zur Vernunft bringen, Walter. Matthew darf nicht länger den Odysseus zu dieser Circe spielen.« Kit griff nach dem Kelch, der vor Henry stand. »Einen guten Tag, Hal.«

»Wen muss ich zur Vernunft bringen?«, fragte Walter unfreundlich.

»Matt natürlich. Die Frau ist eine Hexe. Und etwas an ihr ist faul.« Kit sah mich mit schmalen Augen an. »Sie verbirgt etwas.«

»Eine Hexe«, wiederholte Walter bedächtig.

Eine Magd, die eben einen Arm voll Brennholz anschleppte, erstarnte in der Tür.

»Wie gesagt«, bekräftigte Kit nickend, »Tom und ich haben die Zeichen sofort erkannt.«

Die Magd ließ das Holz in den bereitstehenden Korb fallen und huschte aus dem Zimmer.

»Für einen Stückeschreiber, Kit, habt Ihr ein bemerkenswert schlechtes Gespür für Ort und Zeit.« Walters blaue Augen richteten sich auf Matthew. »Sollen wir die Angelegenheit woanders besprechen, oder ist dies nur eine von Kits Phantastereien? Falls dem so ist, würde ich gern hier in der Wärme bleiben und in Frieden mein Bier austrinken.« Die beiden Männer musterten einander. Als Matthew keine Miene verzog, begann Walter leise zu fluchen. Als wäre das sein Stichwort, erschien Pierre.

»Im Salon brennt ein Feuer, Milord«, erklärte der Vampir Matthew, »und es stehen Wein und Speisen für Eure Gäste bereit. Dort seid Ihr ungestört.«

Der Salon war weder so gemütlich wie der Raum, in dem wir unser Frühstück eingenommen hatten, noch so grandios wie der

große Saal. Die vielen mit Schnitzereien verzierten Stühle, die üppigen Wandbehänge und kunstvoll gerahmten Gemälde ließen darauf schließen, dass er vor allem dafür gedacht war, wichtige Gäste zu empfangen. Am Kamin hing ein phantastisches Holbein-Gemälde, auf dem der heilige Hieronymus mit seinem Löwen dargestellt war. Es war mir ebenso unbekannt wie das danebenhängende Holbein-Porträt eines schweinsäugigen Heinrich VIII., der, ein Buch und eine Brille in der Hand, den Betrachter nachdenklich über einen Tisch voller wertvoller Objekte hinweg anstarrte. Heinrichs Tochter, die erste und nun amtierende Königin Elisabeth, blickte ihn hoheitsvoll von der Wand gegenüber an. Die angespannte Atmosphäre zwischen den beiden hob auch nicht gerade die Stimmung, als wir unsere Plätze einnahmen. Matthew setzte sich an das Feuer, verschränkte die Arme vor der Brust und sah nicht weniger hoheitsvoll aus als die Tudors an den Wänden.

»Wirst du ihnen die Wahrheit sagen?«, flüsterte ich ihm zu.

»Das würde es allen einfacher machen, Mistress«, bemerkte Raleigh scharf, »ganz zu schweigen davon, dass es sich Freunden gegenüber geziemt.«

»Ihr vergesst Euch, Walter«, warnte Matthew ihn hitzig.

»Mich vergessen! Und das von einem, der sich mit einer Hexe eingelassen hat?« Walter hielt problemlos mit Matthew mit, wenn es um hitzige Reaktionen ging. Gleichzeitig hörte ich echte Angst in seiner Stimme.

»Sie ist meine Gemahlin«, gab Matthew zurück. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Und ja, sie ist eine Hexe, aber werden wir nicht alle, die wir hier versammelt sind, aus einem echten oder eingebildeten Grund verteufelt?«

»Aber sie zum Weib zu nehmen – was habt Ihr Euch dabei gedacht?«, fragte Walter benommen.

»Dass ich sie liebe«, sagte Matthew. Kit verdrehte die Augen und schenkte sich aus einer silbernen Karaffe frischen Wein ein. Meine Phantasien, mit ihm am Feuer zu sitzen und über Magie und Literatur zu diskutieren, lösten sich im klaren Licht dieses November-

tags in Luft auf. Ich war noch keine vierundzwanzig Stunden im Jahr 1590, doch schon jetzt ging mir Christopher Marlowe gründlich auf die Nerven.

Marlowe gegenüber zeigte sich Matthew nachsichtig und meist ein wenig gereizt. George und Tom gegenüber war er geduldig, und Henry begegnete er mit brüderlicher Zuneigung. Aber Raleigh war Matthew ebenbürtig – in Intelligenz, Macht, vielleicht auch Skrupellosigkeit –, und das bedeutete, dass für Matthew allein Walters Meinung zählte. Beide begegneten einander mit argwöhnischem Respekt, wie zwei Wölfe, die unter sich ausmachen, wer das Rudel führen soll.

»Dann soll es so sein«, sagte Walter langsam und gab sich damit Matthew geschlagen.

»So ist es.« Matthew stemmte seine Füße auf den Kaminrand.

»Ihr hütet zu viele Geheimnisse und habt zu viele Feinde, um Euch eine Frau zu nehmen. Dennoch habt Ihr es getan.« Walter wirkte aufrichtig verwundert. »Man hat Euch schon oft vorgeworfen, Ihr würdet Euch allein auf Euren Scharfsinn verlassen. Nun denn, Matthew. Wenn Ihr wirklich so scharfsinnig seid, dann verrätet uns doch, was wir sagen sollen, wenn man uns Fragen stellt.«

Kits Kelch knallte auf den Tisch, und roter Wein spritzte über seine Hand. »Ihr könnt auf keinen Fall erwarten, dass wir ...«

»Still.« Walter warf Marlowe einen bitterbösen Blick zu. »In Anbetracht der Lügen, die wir *Euretwegen* erzählen, überrascht es mich, dass Ihr etwas zu sagen wagt. Sprecht, Matthew.«

»Danke, Walter. Ihr seid die einzigen fünf Männer im gesamten Königreich, die mich möglicherweise nicht für irre halten werden, wenn sie hören, was ich zu erzählen habe.« Matthew pflügte sich mit der Hand durchs Haar. »Erinnert ihr euch noch an unser Gespräch über Giordano Brunos Idee einer unendlichen Anzahl von Welten, die weder durch Zeit noch Raum eingeschränkt werden?«

Die Männer sahen einander an.

»Ich weiß nicht recht«, setzte Henry vorsichtig an, »ob wir verstehen, was Ihr damit sagen wollt.«

»Diana stammt *wirklich* aus der Neuen Welt.« Matthew hielt inne

und gab Marlowe damit Gelegenheit, die anderen der Reihe nach triumphierend anzusehen. »Aus der Neuen Welt der Zukunft.«

Schlagartig wurde es still, und alle Augen richteten sich auf mich.

»Sie hat gesagt, sie stamme aus Cambridge«, erklärte Walter verständnislos.

»Nicht aus *diesem* Cambridge. Mein Cambridge liegt in Massachusetts.« Meine Stimme klang brüchig. Ich räusperte mich. »Diese Kolonie wird in vierzig Jahren nördlich von Roanoke gegründet werden.«

Daraufhin erhob sich ein allgemeiner Tumult, und ich wurde von allen Seiten mit Fragen bombardiert. Harriot beugte sich vor und berührte zaghaft meine Schulter. Als sein Finger auf festes Fleisch stieß, richtete er sich verwundert auf.

»Ich habe von Wesen gehört, welche die Zeit ihrem Willen beugen können. Dies ist ein Tag des Wunders, nicht wahr, Kit? Hättet Ihr je geglaubt, dass Ihr eines Tages eine Zeitspinnerin kennenlernen würdet? Wir müssen uns in ihrer Anwesenheit in Acht nehmen, sonst könnten wir uns in ihrem Netz verheddern und darin verlorengelassen.« Harriot klang fast sehnsüchtig, so als würde er ersehnen, in eine andere Welt verschlagen zu werden.

»Und was bringt Euch zu uns, Mistress Roydon?« Walters dröhnende Stimme durchschnitt das allgemeine Durcheinander.

»Dianas Vater war Gelehrter«, kam Matthew mir zuvor. Interessiertes Gemurmel kam auf, das Walter sofort mit einer erhobenen Hand zum Verstummen brachte. »Ihre Mutter auch. Beide waren Hexen und starben unter mysteriösen Umständen.«

»Dann ist das etwas, das uns beiden gemein ist, D-D-Diana«, erklärte Henry schauernd. Bevor ich den Earl fragen konnte, wie er das meinte, gab Walter Matthew ein Zeichen fortzufahren.

»Daraufhin wurde ... versäumt, sie in der Hexerei zu unterweisen«, fuhr Matthew fort.

»Eine solche Hexe fällt schnell anderen zum Opfer.« Tom runzelte die Stirn. »Warum wird in dieser Neuen Welt einem Wesen wie Euch nicht mehr Fürsorge zuteil?«

»Meine Magie hat mir nie viel bedeutet, genau wie die Familiengeschichte, mit der sie zusammenhängt. Ihr versteht vielleicht, wie es ist, die Grenzen seiner Abstammung überschreiten zu wollen.« Ich sah Kit an, den Schuhmachersohn, weil ich auf Zustimmung oder sogar Mitgefühl hoffte, aber er wandte sich ab.

»Absichtliche Unwissenheit ist eine unverzeihliche Sünde.« Kit nestelte an einem roten Seidenfetzen herum, der aus einem der gezackten Schlitze in seinem schwarzen Wams ragte.

»Genau wie Treulosigkeit«, sagte Walter. »Sprecht weiter, Matthew.«

»Diana mag nicht in den Hexenkünsten unterwiesen worden sein, aber sie ist keinesfalls unwissend. Auch sie ist eine Gelehrte«, verkündete Matthew den anderen stolz. »Ihre Leidenschaft ist die Alchemie.«

»Alchemistenweiber sind nichts als Küchenphilosophinnen«, schniefte Kit, »denen mehr daran liegt, ihr Antlitz zu verschönern, als die Geheimnisse der Natur zu begreifen.«

»Ich betreibe meine alchemistischen Studien in der Bibliothek – nicht in der Küche«, fuhr ich ihn an und vergaß dabei völlig, meinen Tonfall oder Akzent anzupassen. Kit sah mich mit großen Augen an. »Und ich gebe meine Erkenntnisse an einer Universität weiter.«

»Man wird *Frauen* an den Universitäten lehren lassen?«, fragte George gleichzeitig fasziniert und empört.

»Und man wird sie dort unterrichten«, ergänzte Matthew und zupfte dabei wie zur Entschuldigung an seiner Nasenspitze. »Diana studierte in Oxford.«

»Da waren die Vorlesungen gewiss gut besucht«, kommentierte Walter trocken. »Wären in Oriel Frauen erlaubt gewesen, hätte ich damals möglicherweise ein weiteres Studium aufgenommen. Und in dieser zukünftigen Kolonie nördlich von Roanoke werden die gelehrten Ladys angegriffen?« Nach dem, was Matthew bisher erzählt hatte, lag dieser Schluss nahe.

»Nicht alle, nein. Aber Diana entdeckte in der Bibliothek ein verlorengegangenes Werk.« Die Mitglieder der Schule der Nacht beugten sich neugierig vor. Verlorene Bücher waren für diese Männer

wesentlich interessanter als unerfahrene Hexen oder weibliche Gelehrte. »Es enthält geheimes Wissen über die Welt der nichtmenschlichen Wesen.«

»Das Buch der Mysterien, das angeblich von unserer Erschaffung berichtet?« Kit schien das kaum glauben zu können. »Ihr habt Euch nie für diese Fabeln interessiert, Matthew. Im Gegenteil, Ihr habt sie immer als Aberglaube abgetan.«

»Inzwischen glaube ich sie, Kit. Denn seit Dianas Entdeckung lauern Feinde vor ihrer Tür.«

»Genau wie Ihr. Euretwegen konnten ihre Feinde den Riegel heben und eintreten.« Walter schüttelte den Kopf.

»Wieso sollte Matthews Aufmerksamkeit so schicksalsschwere Folgen nach sich ziehen?«, fragte George. Seine Finger tasteten das schwarzgerippte Seidenband ab, mit dem seine Augengläser an einem Knopfloch seines Wamses hingen. Das Wams war der Mode entsprechend über dem Bauch ausgestopft, und die Füllung raschelte bei jeder Bewegung wie ein Hafersack. George hob die runden Gläser vor seine Augen und musterte mich, als wäre ich ein interessantes neues Studienobjekt.

»Weil es Hexen und *Wearhs* nicht erlaubt ist zu heiraten«, antwortete Kit sofort. Das Wort *Wearh* mit dem zischenden W am Anfang und dem kehligen Schlusslaut hatte ich nie zuvor gehört.

»Genau wie Dämonen und *Wearhs*.« Walter drückte warnend die Hand auf Kits Schulter.

»Wirklich?« George blinzelte erst Matthew und dann mich an. »Verbietet die Königin eine solche Paarung?«

»Ein uralter Pakt zwischen den verschiedenen Wesen verbietet sie, ein Pakt, den niemand wagen würde zu brechen«, erklärte Tom verschüchtert. »Wer es dennoch tut, wird von der Kongregation zur Rechenschaft gezogen und bestraft.«

Nur Vampire, die so alt waren wie Matthew, konnten sich an Zeiten erinnern, bevor der Pakt geregelt hatte, wie die verschiedenen Kreaturen miteinander und mit den Menschen umzugehen hatten. »Keine Verbindungen zwischen den nichtmenschlichen Arten«, war

die wichtigste Regel, deren Einhaltung die Kongregation überwachte. Wenn wir uns mischten, waren unsere Gaben – Kreativität, Stärke, übernatürliche Kräfte – nicht mehr zu verbergen. Dann würde die magische Macht einer Hexe die kreative Energie jedes Dämons in ihrer Nähe zusätzlich verstärken, und das Genie eines Dämons würde die Schönheit eines Vampirs noch unterstreichen. Im Umgang mit den Menschen sollten wir uns aber möglichst unauffällig verhalten und uns aus Politik und Religion heraushalten.

Erst heute Morgen hatte Matthew noch einmal betont, dass sich die Kongregation im sechzehnten Jahrhundert zu vielen anderen Problemen gegenüber sah – den Religionskriegen, der Jagd auf Ketzer und dem ausgeprägten Hunger nach Neuem und Bizarrem, der durch die Erfindung der Druckerpresse beflügelt wurde –, als dass sich deren Mitglieder mit etwas so Profanem wie der Liebesbeziehung zwischen einer Hexe und einem Vampir befassen würden. Wenn ich daran dachte, wie viel Verstörendes und Gefährliches ich erlebt hatte, seit ich Matthew kennengelernt hatte, konnte ich das kaum glauben.

»Was für eine Kongregation?«, fragte George neugierig. »Handelt es sich dabei um eine neue religiöse Sekte?«

Walter überging die Frage seines Freundes und sah Matthew durchdringend an. Dann wandte er sich an mich. »Habt Ihr dieses Buch noch?«

»Niemand hat es. Es verschwand wieder in der Bibliothek. Die Hexen warten nur darauf, dass ich es erneut an mich nehme.«

»Ihr werdet also aus zwei Gründen gejagt. Einige wollen Euch von einem *Wearh* fernhalten, andere wollen das Buch und sehen in Euch ein Mittel zum Zweck.« Walter kniff sich in die Nasenwurzel und sah Matthew müde an. »Ihr seid ein wahrer Magnetstein, wenn es um Ärger geht, mein Freund. Und das alles hätte zu keinem ungeeigneteren Zeitpunkt geschehen können. In weniger als drei Wochen soll der Geburtstag der Königin gefeiert werden. Man erwartet Euch am Hof.«

»Diese Feier ist noch das geringste Übel! Mit einer Zeitspinne-

rin in unserer Mitte sind wir nicht sicher. Sie kann sehen, was das Schicksal für jeden von uns bereithält. Die Hexe könnte unsere Zukunft beeinflussen, uns Pech anhexen – oder sogar unseren Tod herbeizwingen.« Kit schoss aus seinem Stuhl hoch und baute sich vor Matthew auf. »Bei allem, was Euch heilig ist, wie konntet Ihr uns das antun?«

»Man könnte fast meinen, der Atheismus, den Ihr so hochhaltet, ließe Euch im Stich, Kit«, antwortete Matthew gleichmütig. »Fürchtet Ihr, dass Ihr doch noch für all Eure Sünden zur Rechenschaft gezogen werden könntet?«

»Ich glaube vielleicht nicht wie Ihr an eine wohlwollende, allmächtige Gottheit, aber es gibt in dieser Welt vieles, wovon Eure philosophischen Bücher nichts wissen. Und wir dürfen dieser Frau – dieser Hexe – keinesfalls erlauben, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen. Vielleicht hat sie *Euch* in ihren Bann gezogen, aber ich habe nicht die Absicht, auch *meine* Zukunft in ihre Hände zu legen!«, schoss Kit zurück.

»Einen Augenblick.« Auf Georges Gesicht zeichnete sich wachsendes Erstaunen ab. »Seid Ihr aus Chester zu uns gekommen, Matthew, oder ...«

»Nein. Das solltet Ihr nicht beantworten, Matt«, erkannte Tom klarsichtig.

»Aber wenn Matt nicht ...« George verstummte.

»Tom hat recht«, beschloss Walter grimmig. »Matthew ist unser Freund und hat uns um Hilfe ersucht. Er hat das, soweit ich mich entsinne, noch nie getan. Mehr müssen wir nicht wissen.«

»Er verlangt zu viel«, widersprach Kit.

»Zu viel? So wie ich es sehe, verlangt er nur wenig, und das erst spät. Matthew hat eines meiner Schiffe bezahlt, er hat Henrys Landgüter gerettet und es George und Tom lange Jahre ermöglicht, für ihre Bücher und Träume zu leben. Und was Euch angeht ...« Walter begutachtete Marlowe vom Scheitel bis zur Sohle –, »alles in Euch und an Euch – von Euren Ideen über das Glas Wein in Eurer Hand bis zu Eurem Hut – habt Ihr Matthew Roydons Großherzigkeit zu

verdanken. Seiner Gemahlin während dieses Sturmes einen sicheren Hafen zu gewähren ist verglichen damit eine Bagatelle.«

»Danke, Walter.« Matthew war sichtlich erleichtert, aber das Lächeln, das er mir schenkte, wirkte unbeholfen. Seine Freunde zu überzeugen – ganz besonders Walter – war schwieriger gewesen, als er erwartet hatte.

»Wir werden uns eine Mär überlegen müssen, mit der wir erklären, wie Eure Gemahlin hierherkam«, meinte Walter nachdenklich.

»Etwas, das von ihrer Fremdartigkeit ablenkt.«

»Außerdem braucht Diana eine Lehrerin«, ergänzte Matthew.

»Dass ihr jemand Manieren beibringen muss, steht fest«, murkte Kit.

»Nein, sie braucht eine Hexenlehrerin«, korrigierte Matthew ihn.

Walter schnaubte amüsiert. »Ich bezweifle, dass es im Umkreis von zwanzig Meilen um Woodstock auch nur eine einzige Hexe gibt. Nicht seitdem Ihr hier lebt.«

»Und wie verhält es sich mit diesem Buch, Mistress Roydon?« Aus einer unsichtbaren Tasche in seiner ausgebeulten Hose zückte George einen spitzen, grauen Stift, der mit einer Schnur unwickelt war. Er leckte die Spitze des Stiftes an und hob ihn erwartungsvoll. »Könnt Ihr mir etwas über dessen Größe und Inhalt verraten? Dann werde ich in Oxford danach suchen.«

»Das Buch kann warten«, sagte ich. »Erst brauche ich etwas Richtiges anzuziehen. In Pierres Jacke und dem Rock, den Matthews Schwester zu Jane Seymours Begräbnis trug, kann ich unmöglich aus dem Haus gehen.«

»Aus dem Haus gehen?«, schnaubte Kit. »Was für ein absoluter Irrsinn.«

»Kit hat recht«, meinte George bedauernd und schrieb etwas in sein Buch. »So wie Ihr sprecht, erkennt man sogleich, dass Ihr kein Kind Englands seid. Ich würde Euch mit größtem Vergnügen unterrichten, Mistress Roydon.« Bei der Vorstellung, dass George Chapman den Professor Higgins für mich Eliza Doolittle geben würde, schaute ich automatisch sehnsüchtig zur Tür.

»Sie sollte überhaupt nicht sprechen dürfen, Matt. Ihr müsst dafür Sorge tragen, dass sie stumm bleibt«, beschwor ihn Kit.

»Was wir brauchen, ist eine Frau, die Diana unterweist. Warum hat keiner von euch fünf auch nur eine einzige Tochter oder Ehefrau oder Geliebte?«, wollte Matthew wissen. Tiefes Schweigen antwortete ihm.

»Walter?« Auf Kits spitze Frage hin brachen die Übrigen in lautes Gelächter aus, und die bedrückte Atmosphäre hellte sich auf, so als wäre ein Sommergewitter durch das Haus geweht. Selbst Matthew stimmte in das Gelächter ein.

Gerade als das Lachen verebbte, trat Pierre ein und verschob bei jedem Schritt die Rosmarin- und Lavendelzweige zwischen den Binsen, die überall ausgestreut worden waren, damit keine Feuchtigkeit ins Haus getragen wurde. Im selben Moment begannen die Glocken zwölf zu schlagen. Genau wie der Anblick der Quitten versetzte mich die Kombination von Geräuschen und Gerüchen nach Madison.

Unversehens prallten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufeinander. Statt sich in einer langsamen Bewegung zu entfalten, stand die Zeit einen Moment still, so als hätte jemand sie angehalten. Mir stockte der Atem.

»Diana?« Matthew nahm mich am Ellbogen.

Etwas Blaues und Bernsteinfarbenes, ein Geflecht aus Licht und Farbe, zog meine Blicke an. Es saß in einem dichten Gespinnst in der Zimmerecke, wo sonst nur Spinnweben und Staub waren. Fasziniert erhob ich mich und wollte darauf zugehen.

»Hat sie einen Anfall?« Henrys Gesicht tauchte hinter Matthews Schulter auf.

Die Glockenschläge verstummten, und der Lavendelduft verflog. Blau und Bernstein verblassten zu Grau und Weiß und waren im nächsten Moment verschwunden.

»Verzeiht. Ich dachte, ich hätte in der Ecke etwas gesehen. Wahrscheinlich war es nur eine Lichtspiegelung.« Ich ließ mich auf meinen Stuhl sinken und presste mir die Hand auf die Wange.

»Vielleicht leidest du unter der Zeitverschiebung, *mon cœur*«,

murmelte Matthew. »Ich habe dir einen Spaziergang im Park versprochen. Möchtest du mit mir hinausgehen, um deinen Kopf klar zu bekommen?«

Vielleicht wirkte die Wanderung durch die Zeit noch nach, und vielleicht würde mir die frische Luft helfen. Aber wir waren eben erst angekommen, und Matthew hatte diese Männer seit mehr als vier Jahrhunderten nicht gesehen.

»Du solltest bei deinen Freunden bleiben«, sagte ich fest, obwohl mein Blick im selben Moment zum Fenster ging.

»Sie sind bestimmt noch hier und trinken meinen Wein, wenn wir zurückkommen«, versicherte Matthew mir lächelnd. Er wandte sich an Walter. »Ich werde Diana ihr Heim zeigen und dafür sorgen, dass sie sich im Garten zurechtfindet.«

»Wir müssen uns noch unterhalten«, mahnte Walter. »Wir haben Geschäftliches zu besprechen.«

Matthew nickte und legte die Hand um meine Taille. »Das kann warten.«

Wir ließen die Schule der Nacht im warmen Salon zurück und gingen nach draußen. Tom hatte schon das Interesse an unseren Vampir- und Hexenproblemen verloren und sich in ein Buch vertieft. George machte konzentriert irgendwelche Notizen. Kit sah uns ärgerlich nach, Walter argwöhnisch und Henry voll Mitgefühl. Dabei fiel mir ein, was Shakespeare bald über diese ungewöhnliche Gruppe sagen würde. »Wie fängt es an?«, murmelte ich leise. »*Schwarz ist die Livrei der Hölle?*«

Matthews Blick ging ins Weite. »*Schwarz ist die Livrei der Hölle/ Des Kerkers Farbe, Schule finstrier Nacht.*«

»*Der Freundschaft Farbe* wäre treffender«, sagte ich. Ich hatte gesehen, wie Matthew die Leser in der Bodleian Library manipuliert hatte, aber dass Männer wie Walter Raleigh und Kit Marlowe auf ihn hörten, hatte ich trotzdem nicht erwartet. »Gibt es etwas, das sie nicht für dich tun würden, Matthew?«

»Beten wir zu Gott, dass wir das nie herausfinden«, antwortete er düster.

3

Am Montagmorgen wurde ich in Matthews Arbeitszimmer gesteckt. Es lag zwischen Pierres Stube und einer kleinen Schreibkammer, von der aus das Haus verwaltet wurde, und ich hatte von da aus freien Blick auf das Torhaus und die Straße nach Woodstock.

Die meisten der Jungs – inzwischen kannte ich sie besser, und sie als Jungs zu bezeichnen erschien mir weitaus treffender als das hochtrabende *Schule der Nacht* – hatten sich in jenem Raum verschanzt, den Matthew als Frühstückszimmer bezeichnete, tranken dort Bier und Wein und versuchten mithilfe ihrer unerschöpflichen Phantasie eine Vergangenheit für mich zu erfinden. Walter hatte mir versichert, dass sie danach in der Lage sein würden, allen neugierigen Dorfbewohnern meine plötzliche Anwesenheit in Woodstock zu erklären und alle Fragen nach meinem eigenartigen Akzent und meinen merkwürdigen Angewohnheiten zu beantworten.

Was sie sich bisher zusammengereimt hatten, klang ungeheuer melodramatisch. Überraschend war das nicht, schließlich hatten die beiden Dramatiker unter den Hausgästen, Kit und George, die Schlüsselemente der Handlung ersonnen. Zu den Akteuren zählten verstorbene französische Eltern, geldgierige Edelleute, die ein hilfloses Waisenkind (mich) um sein Erbe zu bringen versuchten, und alte Sündenböcke, die mir meine Tugend rauben wollten. Im weiteren Verlauf gab es einige unerwartete Wendungen, während derer mein Glaube auf die Probe gestellt und ich vom Katholizismus zum Calvinismus bekehrt wurde, was zur Flucht und zum Exil an Englands protestantische Gestade führte, gefolgt von Jahren in tiefster Armut, aus der mich Matthew, der auf den ersten Blick mein wahres Wesen erkannt hatte, heldenmütig errettete. George (der *wirklich* etwas von einer Grund-

schullehrerin hatte) versprach, mich in die Einzelheiten einzuweißen, sobald sie der Geschichte den letzten Schliff verpasst hatten.

Einstweilen genoss ich die Stille, die sich in einem so großen elisabethanischen Haushalt nur selten einstellte. Wie ein quengeliges Kind fand Kit stets den unpassendsten Moment, um uns die Post zu bringen, uns zum Essen zu holen oder Matthew bei irgendeinem Problem um Hilfe zu bitten. Und Matthew genoss verständlicherweise die Gesellschaft seiner Freunde, die er so unverhofft wiedersehen durfte.

Im Moment war er mit Walter zusammen, während ich mich in ein kleines Notizbuch vertiefte und auf seine Rückkehr wartete. Bis vorhin hatte er an seinem Tisch am Fenster gesessen, auf dem sich Beutel voller gespitzter Federkiele und Gläser mit Tinte drängten. Dazwischen lagen andere Hilfsmittel: ein Wachsstock, um seine Korrespondenz zu versiegeln, ein dünnes Messer, um die Briefe zu öffnen, eine Kerze, eine silberne Streudose. In Letzterer befand sich allerdings kein Salz, sondern Sand, wie ich am Morgen mit knirschenden Zähnen an meinem Frühstücksei festgestellt hatte.

Auf meinem Tisch stand eine ähnliche Streudose, die dazu diente, die Tinte auf dem Papier zu trocknen und Schmierer zu verhindern, außerdem ein Topf mit schwarzer Tinte und drei Stiftstummel. Im Moment arbeitete ich einen vierten auf, während ich mich abmühte, die komplizierten Schnörkel der elisabethanischen Handschrift zu meistern. Eine Liste der anstehenden Aufgaben zu erstellen hätte mir eigentlich ein Leichtes sein müssen. Als Historikerin hatte ich Jahre damit zugebracht, alte Handschriften zu studieren, und wusste daher genau, wie die Lettern auszusehen hatten, welche Worte gebräuchlich waren und welche orthographischen Freiheiten in dieser Zeit, in der es kaum Wörterbücher und grammatikalische Regeln gab, herrschten.

Wie sich herausstellte, lag die Schwierigkeit nicht darin, dass ich nicht gewusst hätte, was ich tun sollte, sondern darin, es tatsächlich zu tun. Nachdem ich jahrelang mein Bestes gegeben hatte, um zur Expertin zu werden, war ich plötzlich wieder eine Studentin. Nur

dass es diesmal nicht mein Ziel war, die Vergangenheit zu verstehen, sondern darin zu leben. Bislang war es eine demütigende Erfahrung gewesen, denn ich hatte nicht mehr zuwege gebracht, als die erste Seite des kleinen Notizbuches, das Matthew mir heute Morgen überlassen hatte, zu verschmieren.

»Das elisabethanische Gegenstück zum Laptop«, hatte er mit einem Lächeln erklärt, als er mir das schmale Bändchen überreicht hatte. »Du bist eine Frau der Worte und brauchst etwas, um sie niederzuschreiben.«

Die feste Bindung hatte geknackt, als ich das Buch aufschlug, und aus den Seiten war intensiver Papiergeruch aufgestiegen. Die meisten sittsamen Frauen dieser Zeit verwendeten derartige Bücher, um ihre Gebete niederzuschreiben.

Diana

Wo ich den Kiel zum D angesetzt hatte, prangte ein dicker Klecks, und bevor ich zum letzten A gekommen war, war mir die Tinte ausgegangen. Trotzdem hatte ich die im sechzehnten Jahrhundert gängige geschwungene Schrift einigermaßen glaubhaft nachgeahmt. Meine Hand bewegte sich deutlich langsamer als die von Matthew, wenn er seine Briefe in der krakeligen »Sekretärsschrift« verfasste. Diese Handschrift verwendeten Anwälte, Ärzte und andere Gebildete, aber für mich war sie momentan noch zu schwierig.

Bishop

Das sah schon besser aus. Aber mein Lächeln verflog sofort wieder, und ich strich den Nachnamen durch. Ich war jetzt verheiratet. Wieder tunkte ich den Kiel in die Tinte.

de Clermont

Diana de Clermont. Das klang nach einer Gräfin, nicht nach einer Historikerin. Ein Tropfen Tinte klatschte auf die Seite. Leise fluchend besah ich mir den schwarzen Fleck. Zum Glück war er nicht auf meinem Namen gelandet. Wobei das auch nicht der richtige Name war.

Ich wischte den Klecks über das »de Clermont«. Es war immer noch zu lesen – aber nur andeutungsweise. Ich zwang meine Hand zur Ruhe und setzte bedächtig die richtigen Buchstaben.

Roydon.

So hieß ich jetzt. Diana Roydon, Gemahlin der am wenigsten bekannten Gestalt aus dem Umkreis der mysteriösen Schule der Nacht. Kritisch begutachtete ich die Seite. Objektiv betrachtet war meine Handschrift eine Katastrophe. Sie ähnelte in keiner Weise der korrekten, runden Schrift von Robert Boyle oder der seiner brillanten Schwester Katherine. Ich hoffte, dass Frauen im Jahr 1590 noch nicht so korrekt schrieben wie 1690. Nur noch ein paar Federstriche, ein letzter Schwung, und ich hatte es geschafft.

Ihr Buch.

Draußen waren Männerstimmen zu hören. Stirnrunzelnd legte ich den Federkiel beiseite und trat ans Fenster.

Unten sah ich Matthew und Walter stehen. Die Glasscheiben dämpften ihre Worte, aber Matthews gequälter Miene und Raleighs zusammengezogenen Brauen nach zu schließen unterhielten sich die beiden über etwas Unerfreuliches. Als Matthew sich mit einer wegwerfenden Geste abwenden und weggehen wollte, hielt Walter ihn mit fester Hand zurück.

Etwas beschäftigte Matthew, seit er heute Morgen die Post entgegengenommen hatte. Schon da war er ganz still geworden und hatte den Beutel lange in der Hand gehalten, ohne ihn zu öffnen. Zwar hatte er mir erklärt, dass es in den Briefen um seine verschiedenen Landgüter ging, aber ich war überzeugt, dass die Umschläge mehr als nur Steuerforderungen und offene Rechnungen enthielten.

Ich presste meine warme Hand gegen die kalte Scheibe, als würde mich nur das Glas von Matthew trennen. Der Temperaturunterschied erinnerte mich sofort an den Gegensatz zwischen warmblütiger Hexe und kaltblütigem Vampir. Ich kehrte an meinen Platz zurück und griff wieder zur Feder.

»Du hast dich also doch entschlossen, deine Spuren im sechzehnten Jahrhundert zu hinterlassen.« Plötzlich stand Matthew neben mir. Das Lächeln in seinem Gesicht konnte seine Anspannung nicht ganz überspielen.

»Ich weiß immer noch nicht recht, ob das klug ist«, gestand ich. »Vielleicht wird irgendein zukünftiger Gelehrter erkennen, dass etwas daran nicht stimmig ist.« *Genau wie Kit sofort gespürt hatte, dass etwas an mir merkwürdig war.*

»Mach dir keine Sorgen. Das Buch wird das Haus nicht verlassen.« Matthew griff nach seinem Poststapel.

»Woher willst du das wissen?«, protestierte ich.

»Die Geschichte regelt solche Dinge von selbst, Diana«, erklärte er entschieden, aber mir ließ die Zukunft keine Ruhe – ich hatte immer noch Bedenken, wie sich unsere Reise in die Vergangenheit auf die Gegenwart auswirken könnte.

»Ich glaube trotzdem nicht, dass wir Kit die Schachfigur behalten lassen sollten.« Es verstörte mich immer noch, wie triumphierend Marlowe die kleine Dianastatue vorgezeigt hatte. Die Figur diente in Matthews kostbarem silbernem Schachspiel als Königin und hatte zu den Objekten gehört, mit denen ich uns an den richtigen Ort in der Vergangenheit gelenkt hatte. Zwei mir unbekanntes junge Dämonen, Sophie Norman und ihr Mann Nathaniel Wilson, hatten sie aus heiterem Himmel im Haus meiner Tanten in Madison abgeliefert, gerade als Matthew und ich den Beschluss gefasst hatten, in die Vergangenheit zu reisen.

»Kit hat sie mir gestern Abend fair und korrekt abgenommen – genau wie beabsichtigt. Wenigstens konnten wir diesmal beobachten, wie er es bewerkstelligt hat. Er lenkte mich mit seinem Turm ab.« Matthew verfasste in beneidenswerter Geschwindigkeit eine Nachricht und faltete die Seiten zu einem ordentlichen Päckchen. Dann setzte er einen zinnoberroten Wacksklecks auf die Seitenränder und drückte seinen Siegelring hinein. Die goldene Oberfläche des Ringes trug das schlichte Zeichen des Planeten Jupiter, nicht das kunstvollere Emblem, das Satu mir ins Fleisch gebrannt hatte. Das Wachs

knackte, als es abkühlte. »Irgendwie gelangte meine Schachkönigin von Kit zu einer Familie von Hexen in North Carolina. Wir müssen einfach darauf bauen, dass sie das wieder tun wird, ob mit oder ohne unsere Hilfe.«

»Kit kannte mich bis vor wenigen Tagen überhaupt nicht. Und er mag mich nicht.«

»Desto weniger Grund zur Sorge besteht. Solange es ihm Qualen bereitet, Diana ins Antlitz zu blicken, wird er die Figur nicht aus der Hand geben. Christopher Marlowe ist ein Masochist ersten Ranges.« Matthew griff nach dem nächsten Brief und ritzte ihn mit seinem Messer auf.

Ich betrachtete die anderen Gegenstände auf meinem Schreibtisch und griff nach einem Stapel Münzen. Während meines Studiums hatten wir uns nie mit elisabethanischen Münzen beschäftigt. Genauso wenig wie mit Haushaltsführung, der richtigen Anordnung der Unterwäsche, Verhaltensregeln gegenüber dem Dienstpersonal oder Hausmitteln gegen Kopfschmerzen. Sobald ich mich mit Françoise über meine Garderobe unterhielt, wurde offenbar, wie wenig ich zum Beispiel über die gebräuchlichen Bezeichnungen für Farben wusste. »Gänseköttelgrün« klang noch halbwegs vertraut, aber dass man unter »Rattenhaar« eine graubraune Schattierung verstand, hatte ich nicht gewusst. Nach den Erfahrungen, die ich bislang gemacht hatte, stand zu befürchten, dass ich nach meiner Rückkehr ins einundzwanzigste Jahrhundert den ersten Historiker, der meinen Weg kreuzte, aus blanker Wut erwürgen würde.

Trotzdem war es so faszinierend, die Einzelheiten des Alltagslebens zu ergründen, dass mein Ärger schnell wieder verflog. Ich betrachtete der Reihe nach die Münzen in meiner Hand und suchte nach einem Silverpenny. Auf diesem Eckstein gründete mein gesamtes mangelhaftes Finanzwissen. Die Münze war nicht größer als mein Daumnagel, papierdünn und wie fast alle anderen mit einem Porträt von Königin Elisabeth geprägt. Anschließend sortierte ich die übrigen Münzen ihrem Wert nach und begann sie auf der nächsten unbeschriebenen Seite in meinem Buch aufzulisten.

»Danke, Pierre«, murmelte Matthew, ohne aufzusehen, als sein Diener die versiegelten Schreiben mitnahm und dafür neue Briefe auf seinem Schreibtisch ablegte.

Wir arbeiteten in einvernehmlichem Schweigen. Nachdem ich meine Münzliste erstellt hatte, versuchte ich mir ins Gedächtnis zu rufen, was Charles, der lakonische Koch in der Lodge, mich über die Herstellung eines *Caudle* gelehrt hatte – oder war es das Rezept für einen *Posset* gewesen?

Ein Caudle gegen Kopfschmerzen

Ich war mit der relativ geraden Zeile zufrieden, die nur durch drei kleine Tintenkleckse und das wacklige C verunziert wurde, und fuhr fort.

Man bringe Wasser zum Sieden. Schlage zwei Eigelb. Gebe weißen Wein hinzu und schlage weiter. Wenn das Wasser kocht, soll man es abkühlen lassen und dann Wein und Ei hinzugeben. Man erwärme es wieder unter Rühren und gebe Safran und Honig hinein.

Herausgekommen war ein widerwärtiges, knallgelbes Gebräu, das Tom, den immer wieder Kopfschmerzen plagten, klaglos getrunken hatte. Als ich Charles später nach dem richtigen Verhältnis von Honig und Wein gefragt hatte, hatte er angesichts meiner Ahnungslosigkeit nur die Hände in die Luft geworfen und sich dann wortlos abgewandt.

Ingeheim hatte ich mir als Historikerin immer gewünscht, einmal in der Vergangenheit zu leben, aber das stellte sich als weitaus schwieriger heraus, als ich gedacht hatte. Ich seufzte.

»Du wirst mehr als dieses eine Buch brauchen, damit du dich hier zu Hause fühlst.« Matthew sah nicht von seinem Schreiben auf. »Außerdem solltest du ein eigenes Zimmer haben. Warum nimmst du nicht das hier? Es ist hell genug, um dir als Bibliothek zu dienen. Du könntest dir auch ein alchemistisches Labor einrichten – obwohl du dir vielleicht lieber einen abgeschiedeneren Raum suchen solltest, wenn du Blei zu Gold machen möchtest. Dafür könnte ich dir eine Kammer hinter der Küche empfehlen.«

»Die Küche ist vielleicht nicht so gut. Charles mag mich nicht besonders«, erwiderte ich.

»Charles mag niemanden. Genau wie Françoise – abgesehen von Charles natürlich, den sie trotz seiner Liebe zum Alkohol als verkannten Heiligen verehrt.«

Schwere Schritte kamen über den Flur gestapft, dann stand Françoise missbilligend an der Schwelle. »Hier sind ein paar Männer, die Mistress Roydon sprechen möchten.« Sie trat zur Seite und gab den Blick auf einen grauhaarigen Alten mit schwieligen Händen sowie einen weit jüngeren Mann frei, der nervös von einem Fuß auf den anderen trat. Beide waren gewöhnliche Menschen.

»Somers.« Matthew legte die Stirn in Falten. »Und ist das der junge Joseph Bidwell?!«

»Aye, Master Roydon.« Der Jüngere zog die Mütze.

»Mistress Roydon wird Euch jetzt gestatten, Maß zu nehmen«, sagte Françoise.

»Maß zu nehmen?« Der Blick, den Matthew mir und Françoise zuwarf, verlangte nach einer Antwort – und zwar auf der Stelle.

»Für Schuhe. Handschuhe. Madames Garderobe«, erklärte Françoise. Im Gegensatz zu Unterröcken gab es Schuhe nicht in einer Standardgröße.

»Ich habe Françoise gebeten, sie holen zu lassen«, ergänzte ich und hoffte dabei auf Matthews Einverständnis. Somers' Augen wurden groß, als er meinen merkwürdigen Akzent hörte, doch im nächsten Moment verschloss sich seine Miene wieder in gleichgültiger Ehrerbietung.

»Meine Gemahlin hat eine unerwartet schwere Reise hinter sich«, antwortete Matthew rasch und stellte sich neben mich, »auf der all ihre Habseligkeiten verlorengingen. Bedauerlicherweise, Bidwell, haben wir keine Schuhe mehr, die Ihr kopieren könntet.« Er legte während die Hand auf meine Schulter, um alle weiteren Kommentare zu unterbinden.

»Darf ich, Mistress Roydon?«, fragte Bidwell und ging in die Knie, bis seine Finger über den Bändern schwebten, die ein Paar viel zu

großer Männerschuhe an meinen Füßen hielten. Die geliehene Fußbekleidung verriet sofort, dass ich nicht die war, die ich zu sein vorgab.

»Bitte«, antwortete Matthew, bevor ich reagieren konnte. Françoise sah mich mitfühlend an. Sie wusste, wie unangenehm es war, wenn man Matthew Roydons Missbilligung erregt hatte.

Der junge Mann schreckte kurz zurück, als er meinen warmen Fuß und den schnellen Puls spürte. Ganz eindeutig hatte er damit gerechnet, etwas Kälteres, weniger Lebendiges zu berühren.

»An die Arbeit«, befahl Matthew scharf.

»Sir. Mylord. Master Roydon.« Der junge Mann blökte alle Titel heraus, die ihm nur einfielen. Es fehlten nur noch »Eure Majestät« und »Fürst der Finsternis«. Allerdings waren selbst die durchzuhören.

»Wo ist Euer Vater, Bursche?« Sofort klang Matthew weniger streng.

»Er liegt seit vier Tagen krank im Bett, Master Roydon.« Bidwell zog ein Stück Filz aus einem Beutel an seinem Gürtel, stellte meinen Fuß darauf und fuhr die Umrisse mit Holzkohle nach. Er notierte ein paar Angaben auf dem Filz und gab gleich darauf meinen Fuß wieder frei. Das Buch, das er als Nächstes herauszog und mir unter die Nase hielt, bestand aus farbigen Lederstückchen, die mit Lederbändern zusammengenäht waren.

»Welche Farben sind hier besonders beliebt, Master Bidwell?«, fragte ich und reichte ihm das Musterbuch zurück. Ich wollte nicht raten, sondern beraten werden.

»Die Damen am Hofe tragen zur Zeit am liebsten Weiß, gepunzt mit Silber oder Gold.«

»Wir sind hier nicht am Hof«, bemerkte Matthew sofort.

»In diesem Fall Schwarz oder ein hübsches Hellbraun.« Bidwell hielt mir zur Prüfung ein karamellfarbenes Lederstück unter die Nase. Bevor ich auch nur einen Ton sagen konnte, hatte Matthew es für gut befunden.

Dann kam der ältere Mann an die Reihe. Auch er sah überrascht

auf, als er meine Hand nahm und die Schwielen in meiner Handfläche spürte. Damen von Stand, die Männer wie Matthew heirateten, ruderten nicht. Als Nächstes bemerkte Somers die Verhärtung an meinem Mittelfinger. Und feine Damen bekamen auch keine Hornhaut, weil sie ihre Stifte zu fest fassten. Er schob einen viel zu großen, butterweichen Handschuh über meine Rechte. Dann stach er eine Nadel mit grobem Garn in den Saum.

»Hat Euer Vater alles, was er braucht, Bidwell?«, fragte Matthew den Schuhmacher.

»Ja, danke, Master Roydon«, erwiderte Bidwell unter eifrigem Nicken.

»Charles wird ihm Soße und Wildbret schicken.« Matthews Blick huschte über den schwächtigen Körper des jungen Mannes. »Und dazu etwas Wein.«

»Master Bidwell wird Euch Eure Güte danken«, sagte Somers und zog dabei das Garn durch das Leder, bis sich der Handschuh an meine Haut schmiegte.

»Ist sonst noch jemand krank?«, fragte Matthew.

»Rafe Meadows Mädchen lag mit einem schrecklichen Fieber darnieder. Und um den alten Edward fürchteten wir, aber den plagte nur ein Schüttelfrost«, erwiderte Somers angespannt.

»Ich nehme an, Meadows Tochter hat sich erholt.«

»Nein.« Somers schnitt das Garn ab. »Vor drei Tagen wurde sie zu Grabe getragen. Gott sei ihrer Seele gnädig.«

»Amen«, erwiderten alle im Raum. Françoise zog die Brauen hoch und nickte kurz zu Somers hin. Verspätet stimmte ich mit ein.

Nachdem die beiden Männer Maß genommen und versprochen hatten, Schuhe und Handschuhe noch in dieser Woche zu liefern, verbeugten sie sich und gingen. Françoise wollte mit ihnen den Raum verlassen, aber Matthew hielt sie zurück.

»Keine weiteren Besuche für Diana.« Es war ihm ernst, das war nicht zu überhören. »Und Sorge dafür, dass eine Heilerin nach Edward Camberwell sieht und dass er genug zu essen und zu trinken hat.«

Françoise knickste schweigend und zog sich unter einem letzten mitfühlenden Blick zurück.

»Ich fürchte, die Männer aus dem Dorf ahnen, dass ich nicht hierhergehöre.« Zittrig strich ich mir über die Stirn. »Die Vokale sind das Problem. Und am Satzende senke ich die Stimme, statt sie anzuheben. Und wann erwartet man hier ein ›Amen‹? Jemand muss mir beibringen, wie man betet, Matthew. Ich muss irgendwo anfangen, und ...«

»Nicht so hastig«, sagte er und schob die Hand um meine Taille. Selbst durch mehrere Stoffschichten hindurch beruhigte mich seine Berührung. »Das hier ist keine Examensprüfung, und du stehst auch nicht auf der Theaterbühne. Es wird nicht genügen, dich mit Informationen vollzustopfen und deinen Text einzuüben. Du hättest mich fragen sollen, bevor du Bidwell und Somers herbestellt hast.«

»Wie schaffst du es nur, immer wieder vorzugeben, jemand Neues, jemand anderes zu sein?«, rätselte ich. Im Lauf der Jahrhunderte hatte Matthew das zahllose Male durchexerziert, wenn er seinen Tod vorgetäuscht hatte, um wenig später in einem anderen Land wieder aufzuerstehen, eine andere Sprache zu sprechen und einen neuen Namen anzunehmen.

»Vor allem musst du aufhören, dich zu verstellen.« Offenbar hatte man mir die Verwirrung ansehen können. »Ruf dir ins Gedächtnis, was ich dir in Oxford erklärt habe. Du kannst keine Lüge leben, gleichgültig, ob du dich als Mensch ausgibst, während du in Wahrheit eine Hexe bist, oder ob du als elisabethanische Edelfrau durchzugehen versuchst, während du eigentlich aus dem 21. Jahrhundert stammst. Dies ist bis auf Weiteres dein Leben. Du musst versuchen, es nicht als Rolle zu verstehen.«

»Aber mein Akzent, mein Gang ...« Selbst mir war aufgefallen, wie sich meine Schritte von denen der anderen Frauen im Haus unterschieden, und Kits unverhohlene Witze über meinen männlichen Tritt hatten ein Übriges getan.

»Du wirst dich schon noch einfügen. Bis dahin wird man über dich reden. Aber die Meinung der Leute in Woodstock braucht dich

nicht zu interessieren. Bald wird man dich hier kennen, und dann wird auch der Klatsch verstummen.«

Ich sah ihn zweifelnd an. »Du verstehst nicht viel von Klatsch, oder?«

»Genug, um zu wissen, dass du zurzeit eine Attraktion bist.« Sein Blick fiel auf mein Buch, auf die Kleckse und die zittrigen Buchstaben. »Du hältst den Federkiel zu fest. So bricht immer wieder die Spitze ab, und die Tinte kann nicht fließen. Und genauso fest umklammerst du dein neues Leben.«

»Ich hätte nie gedacht, dass es so schwierig sein würde.«

»Du lernst schnell, und solange du in der Old Lodge bist, bist du unter Freunden. Aber vorerst keine weiteren Besuche. Also erzähl, was hast du da geschrieben?«

»Hauptsächlich meinen Namen.«

Matthew blätterte in meinem Buch und begutachtete, was ich aufgezeichnet hatte. Eine Braue wanderte nach oben. »Du hast dich also auf dein Finanz- und Hauswirtschaftsexamen vorbereitet. Warum schreibst du nicht stattdessen über das, was sich hier im Haus abspielt?«

»Weil ich mich im 16. Jahrhundert zurechtfinden muss. Andererseits könnte ein Tagebuch auch ganz nützlich sein.« Ich überlegte. Auf jeden Fall würde es mir helfen, mein noch konfuse Zeitgefühl zu ordnen. »Die Namen dürfte ich natürlich nicht ausschreiben. 1590 beschränkten sich die Menschen auf Initialen, um Papier und Tinte zu sparen. Und niemand wäre damals auf die Idee gekommen, seine Gedanken oder Gefühle niederzuschreiben. Stattdessen zeichnete man das Wetter oder die Mondphasen auf.«

»Eine Eins mit Stern für das Thema Tagebücher im England des 16. Jahrhunderts«, kommentierte Matthew lachend.

»Schreiben Frauen über die gleichen Dinge wie Männer?«

Er legte die Finger um mein Kinn. »Du bist unmöglich. Hör auf, dir Gedanken darüber zu machen, was andere Frauen tun. Bleib so außergewöhnlich, wie du bist.« Ich nickte, und er gab mir einen Kuss, um dann an seinen Tisch zurückzukehren.

viele an diesen Diskussionen teilnahmen, konnte ich ihnen zeitweise ebenfalls folgen.

Matthew hatte alles abgestreift, was an den nachdenklichen Wissenschaftler erinnerte, der über Testergebnissen brütete und sich Sorgen um die Zukunft seiner Spezies machte. Ich hatte mich zuerst in jenen Matthew verliebt und verliebte mich nun unversehens ein weiteres Mal in den Renaissancemenschen, der mich immer wieder mit seinem lauten Lachen und seinen klugen Einwürfen betörte, sobald ein Wortgefecht um irgendeine philosophische Spitzfindigkeit ausbrach. Dieser Matthew erzählte Witze beim Essen und summte im Flur vor sich hin. Er raufte vor dem Kamin im Schlafzimmer mit seinen Hunden – zwei riesigen, zotteligen Mastiffs namens Anaximander und Pericles. Im Oxford oder Frankreich des 21. Jahrhunderts hatte Matthew immer leicht melancholisch gewirkt. Hier in Woodstock war er einfach nur glücklich, auch wenn ich ihn hin und wieder dabei ertappte, wie er seine Freunde ansah, als könnte er nicht glauben, dass sie wirklich da waren.

»Hast du überhaupt gemerkt, wie sehr du sie vermisst hast?«, fragte ich, auch wenn ich wusste, dass ich ihn damit aus der Arbeit riss.

»Wir Vampire können nicht allen nachtrauern, die wir zurücklassen«, erwiderte er. »Daran würden wir zerbrechen. In diesem Fall hatte ich viel, das mich an sie erinnerte: Zitate und Porträts. Das ist nicht immer so. Trotzdem vergisst man die kleinen Dinge – einen speziellen Ausdruck, den Klang ihres Lachens.«

»Mein Vater hatte immer Karamellbonbons in der Hemdtasche«, flüsterte ich. »Die hatte ich bis La Pierre völlig vergessen.« Wenn ich die Augen schloss, konnte ich immer noch die winzigen Bonbons riechen und das Zellophan unter dem weichen, glänzenden Baumwollstoff rascheln hören.

»Und jetzt würdest du dieses Wissen um nichts in der Welt aufgeben wollen«, sagte Matthew liebevoll, »selbst wenn das deine Schmerzen lindern würde.«

Er griff nach dem nächsten Brief und schabte mit dem Federkiel

derte Matthew. »Diana kann es tragen, bis du ihr etwas Besseres genäht hast.«

Natürlich konnte ich diese Unterhaltung nicht in meinem Tagebuch zitieren. Stattdessen wählte ich meine Worte so, dass sie anderen nichts sagten und mich gleichzeitig möglichst lebhaft an Menschen, Klänge oder Unterhaltungen erinnern würden. Falls dieses Buch überlebte, müsste ein zukünftiger Leser diese winzigen Schnipsel aus meinem Leben steril und trocken finden. Historiker brüteten oft über derlei Dokumenten und hofften dabei vergeblich, hinter diesen schlichten Zeilen das volle, komplexe Leben einer Zeit erfassen zu können.

Matthew fluchte leise. Ich war nicht die Einzige in diesem Haus, die etwas zu verbergen hatte.

*Mein Gemahl erhielt heute reichlich Post und schenkte mir dies
Büchlein, um meine Erinnerungen zu bewahren.*

Gerade als ich den Kiel hob, um ihn ins Tintenfass zu tauchen, traten Henry und Tom, die nach Matthew suchten, in den Raum. Mein drittes Auge öffnete sich blinzelnd und überraschte mich damit. Seit wir angekommen waren, hatten sich meine angeborenen Kräfte – Hexenfeuer, Hexenflut und Hexenwind – nicht mehr bemerkbar gemacht. Mit der übersinnlichen Wahrnehmung meines dritten Auges nahm ich nicht nur das intensive Schwarzrot in der Atmosphäre rund um Matthew wahr, sondern auch Toms silbernes Strahlen und Henrys kaum sichtbaren grünscharzen Schimmer, die jeweils so unverwechselbar waren wie ein Fingerabdruck.

Plötzlich fielen mir die blauen und bernsteingelben Fäden wieder ein, die ich in der Ecke der Old Lodge bemerkt hatte, und ich fragte mich, was es wohl zu bedeuten hatte, dass einige meiner Kräfte verschwunden waren und sich dafür neue zeigten. Und dann das Erlebnis an diesem Morgen ...

Etwas in der Ecke hatte meinen Blick auf sich gezogen, ein bernsteingelbes Flimmern, das mit leichtem Blau durchzogen war. Gleich-

zeitig hatte ich ein Echo registriert, allerdings so leise, dass ich es eher spürte als hörte. Als ich den Kopf drehte, um festzustellen, woher es kam, erlosch die Empfindung wieder. Stattdessen pulsierten am Rande meines Blickfeldes bunte Stränge, so als wollte die Zeit mich nach Hause locken.

Seit meiner ersten Zeitwanderung in Madison, bei der ich nur wenige Minuten übersprungen hatte, empfand ich die Zeit als Textur aus Licht und Farben. Wenn ich mich konzentrierte, konnte ich mich auf einen einzigen Strang beschränken und ihm zu seiner Quelle folgen. Jetzt, nachdem ich mehrere Jahrhunderte durchwandert hatte, wusste ich, dass sich hinter diesem scheinbar schlichten Gewebe Millionen Knoten verbargen, die eine unvorstellbare Anzahl von Vergangenheiten mit Millionen verschiedenen Gegenwarten und einem unermesslichen Potential an Zukunftsalternativen verbanden. Isaac Newton hatte angenommen, dass die Zeit eine grundlegende Naturkraft war, die sich nicht kontrollieren ließ. Nachdem ich mich bis ins Jahr 1590 zurückgekämpft hatte, war ich bereit, ihm zuzustimmen.

»Diana? Ist alles in Ordnung?« Matthews drängende Stimme riss mich aus meinen Tagträumen. Seine Freunde sahen mich besorgt an.

»Aber ja«, antwortete ich automatisch.

»Nichts ist in Ordnung.« Er warf seine Feder auf den Tisch. »Dein Geruch hat sich verändert. Wer weiß, vielleicht verändern sich auch deine magischen Fähigkeiten. Kit hat recht. Wir müssen dir so schnell wie möglich eine Hexe suchen.«

»Es ist noch zu früh, um eine Hexe ins Spiel zu bringen«, protestierte ich. »Erst muss ich aussehen und klingen, als würde ich hierhergehören.«

»Jede Hexe wird auf den ersten Blick erkennen, dass du Zeitwandeln kannst«, widersprach er. »Sie wird schon nicht allzu streng sein. Oder ist da noch etwas?«

Ich schüttelte den Kopf, doch ich konnte ihm dabei nicht in die Augen blicken.

Matthew hatte nicht sehen müssen, wie sich die Zeit in einer Zim-

merecke auflöste, um zu spüren, dass etwas nicht stimmte. Und wenn selbst er ahnte, dass mit meiner Magie mehr passierte, als ich offenbaren wollte, würde jede Hexe, die unser Haus betrat, meine Geheimnisse auf den ersten Blick durchschauen.

Die Schule der Nacht hatte sich redlich bemüht, Matthew bei der Suche nach einer geeigneten Hexe zu helfen. Ihre Vorschläge offenbarten allerdings, wie wenig sie von Frauen, Hexen und jedem Wesen ohne abgeschlossenes Universitätsstudium hielten. Henry meinte, dass wir am ehesten in London einen geeigneten Lehrer finden würden, aber Walter wandte ein, dass man mich in der überfüllten Stadt unmöglich vor abergläubischen Nachbarn verstecken können. George rätselte, ob die Gelehrten in Oxford, die zumindest eine umfassende Bildung genossen hatten, eventuell überredet werden könnten, ihr Expertenwissen zur Verfügung zu stellen. Nachdem Tom und Matthew gnadenlos die Stärken und Schwächen der dort ansässigen Naturphilosophen analysiert hatten, wurde auch diese Idee verworfen. Kit hielt es für töricht, eine Frau mit einer so wichtigen Aufgabe zu betrauen, und erstellte eine Liste von angesehenen Männern aus der Umgebung, die möglicherweise bereit sein würden, ein Programm für mich zu erarbeiten. Darunter fanden sich unter anderem der Pfarrer von St. Mary, der stets wachsam auf apokalyptische Himmelszeichen achtete, ein in der Nähe wohnender Großgrundbesitzer namens Smythson, der sich in Alchemie versuchte und schon nach einer Hexe oder einem Dämon als Hilfskraft gesucht hatte, und ein Student vom Christ Church College, der die Leihgebühren für seine Lehrbücher beglich, indem er Horoskope erstellte.

Matthew legte gegen all diese Vorschläge sein Veto ein und brachte stattdessen Witwe Beaton ins Spiel, die Heilerin und Hebamme von Woodstock. Sie war arm und eine Frau – genau die Art von Kreatur, die von der gesamten Schule der Nacht aufs Tiefste verachtet

wurde –, aber genau das, brachte Matthew vor, würde sicherstellen, dass sie mit mir zusammenarbeitete. Außerdem war Witwe Beaton das einzige Wesen im weiteren Umkreis, dem magische Kräfte nachgesagt wurden. Alle anderen waren längst geflohen, musste Matthew zugeben, weil sie keinesfalls in der Nähe eines *Wearh* leben wollten.

»Witwe Beaton ins Haus zu holen ist vielleicht keine so gute Idee«, meinte ich später, als wir zu Bett gingen.

»Das hast du schon gesagt«, erwiderte Matthew mit kaum verhohlener Ungeduld. »Aber selbst wenn uns Witwe Beaton nicht helfen kann, kann sie uns bestimmt jemanden empfehlen, der dazu in der Lage ist.«

»Ende des 16. Jahrhunderts würde ich davon abraten, sich allzu offen nach einer Hexe zu erkundigen, Matthew.« Ich hatte vor der versammelten Schule der Nacht nur zaghaft andeuten können, dass es in nicht allzu ferner Zukunft zu Hexenjagden kommen würde, aber Matthew wusste genau, wie viel Angst und Schrecken sie verbreiten würden. Trotzdem fegte er auch diesmal meine Einwände beiseite.

»Die Hexenprozesse von Chelmsford sind nur noch verblasste Erinnerungen, und bis die Hetze in Lancashire beginnt, sind es noch zwanzig Jahre hin. Ich hätte dich nicht hergebracht, wenn in nächster Zeit in England eine Hexenjagd ausbrechen würde.« Matthew blätterte in einigen Briefen, die Pierre ihm auf den Tisch gelegt hatte.

»So wie du argumentierst, kannst du froh sein, dass du Naturwissenschaftler und kein Historiker bist«, erwiderte ich gereizt. »Chelmsford und Lancashire waren nur extreme Ausformungen eines weit verbreiteten Unbehagens.«

»Du meinst also, die zukünftigen Historiker verstehen mehr von den Stimmungen der frühen Neuzeit als jemand, der darin gelebt hat?« Matthews Braue zuckte in offener Skepsis.

»Ja«, erwiderte ich böse. »Allerdings.«

»Als du dir heute Morgen nicht erklären konntest, warum keine Gabeln im Haus sind, hat das noch ganz anders geklungen«, sagte er. Tatsächlich hatte ich zwanzig Minuten alle Schubladen durchwühlt,

bis Matthew mir leise zugeflüstert hatte, dass derlei Besteck in England noch nicht üblich sei.

»Du gehörst doch bestimmt nicht zu den Leuten, die glauben, dass Historiker nichts weiter tun, als Daten auswendig zu lernen und sich obskure Fakten einzuprägen«, sagte ich. »Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht zu ergründen, *warum* sich die Dinge damals ereigneten. Wenn etwas direkt vor deinen Augen passiert, kannst du nur schwer die Ursachen erkennen, im Rückblick ist die Perspektive wesentlich klarer.«

»Dann kannst du ganz ruhig bleiben, denn ich stütze mich auf meine Erfahrung *und* den Rückblick«, sagte Matthew. »Ich verstehe deine Bedenken, Diana, aber Witwe Beaton ins Haus zu holen ist und bleibt die richtige Entscheidung.« *Fall abgeschlossen*, konnte ich an seinem Ton ablesen.

»Im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts wüten Hungersnöte, und die Menschen haben große Zukunftsängste«, zählte ich an meinen Fingern ab. »Das heißt, dass man nach Sündenböcken sucht, denen man die Schuld an der miserablen Lage geben kann. Auch wenn deine Männerfreunde sich dessen vielleicht nicht bewusst sind, fürchten menschliche Heilerinnen und Hebammen schon jetzt, man könnte sie als Hexen anklagen.«

»Ich bin der mächtigste Mann in Woodstock.« Matthew legte die Hände auf meine Schultern. »Niemand wird dich anklagen.«

»Ich bin eine Fremde, und Witwe Beaton schuldet mir nichts. Wenn ich neugierige Blicke auf mich ziehe, könnte das auch sie in Gefahr bringen«, gab ich zurück. »Zumindest muss ich in der Lage sein, als edle Elisabethanerin durchzugehen, bevor wir sie um Hilfe bitten. Gib mir noch ein paar Wochen.«

»So lange können wir nicht warten, Diana«, erklärte er brüsk.

»Ich bitte dich nicht um Geduld, damit ich lernen kann, wie man Zierdeckchen bestickt oder Marmelade kocht. Ich habe gute Gründe.« Ich sah ihn verdrossen an. »Lass deine Heilerin nur kommen. Aber wundere dich nicht, wenn die Sache böse endet.«

»Vertrau mir.« Matthew senkte die Lippen auf meine. Sein Blick

war verhangen und sein Instinkt, seine Beute zu verfolgen und zu unterwerfen, wieder hellwach. Nicht genug, dass der Renaissance-Ehemann seine Gemahlin an ihren Platz verweisen wollte, der Vampir wollte gleichzeitig die Hexe unterwerfen.

»Ich finde Streit überhaupt nicht erregend«, erklärte ich und drehte den Kopf weg. Matthew empfand das spürbar anders. Ich wich ein paar Zentimeter zurück.

»Ich streite nicht mit dir«, sagte Matthew leise, den Mund dicht an meinem Ohr. »Du streitest. Und wenn du glaubst, ich würde dich jemals im Zorn berühren, Weib, dann irrst du dich.« Nachdem er mich mit einem frostigen Vampirblick an den Bettpfosten genagelt hatte, drehte er sich weg und griff nach seiner Hose. »Ich gehe nach unten. Bestimmt ist noch jemand wach und leistet mir Gesellschaft.« Er stakste zur Tür. Dann blieb er stehen, eine Hand auf der Klinke.

»Und wenn du dich wirklich wie eine Frau des elisabethanischen Zeitalters benehmen willst, dann hör auf, mir zu widersprechen«, ergänzte er rau und verschwand.

Am nächsten Tag begutachteten ein Vampir, zwei Dämonen und drei Menschen schweigend und aus ein paar Schritten Abstand meine Aufmachung. Die Glocken von St. Mary hatten gerade die volle Stunde geschlagen, und das schwache Echo hing noch in der Luft. Es duftete nach Quitten, Rosmarin und Lavendel. Ich saß eingezwängt in Unterhemd, Unterröcke, Mieder, Reifröcke und ein eng geschnürtes Korsett auf einem unbequemen Holzocker.

Mein Leben als berufstätige Wissenschaftlerin des 21. Jahrhunderts rückte mit jedem mühsamen Atemzug in weitere Ferne. Ich starrte in das fahle Licht hinter den Bleiglasfenstern, gegen die der Regen schlug.

»*Elle est ici*«, verkündete Pierre und sah dabei kurz in meine Richtung. »Die Hexe ist hier, um Madame zu sehen.«

»Endlich«, sagte Matthew. Durch das straff geschnittene Wams wirkte er noch breitschultriger, während die schwarzen, gestickten Ahorn- und Eichenblätter am Rand seines weißen Kragens die Blässe

seiner Haut unterstrichen. Er legte den dunkelhaarigen Kopf schief, um sich noch einmal aus anderer Perspektive zu überzeugen, dass ich als respektable elisabethanische Ehefrau durchgehen würde.

»Und?«, fragte er energisch. »Wird es gehen?«

George senkte seine Brille. »Ja. Das Rotbraun dieses Kleides schmeichelt ihr und verleiht ihrem Haar einen angenehmen Farbton.«

»Mistress Roydon sieht aus wie eine Frau von Stand, George, das stimmt. Aber wir können ihre ungewöhnliche Sprechweise nicht damit erklären, dass wir behaupten, sie käme vom Lande«, wandte Henry in seinem tonlosen Bass ein. Er trat vor und zupfte die Falten meines Brokatrockes zurecht. »Und ihre Größe. Die können wir unmöglich verbergen. Sie ist noch größer als die Königin.«

»Seid Ihr sicher, dass wir sie nicht als Französin oder Holländerin ausgeben können, Walt?« Tom hielt mit tintenfleckigen Fingern eine mit Nelken besteckte Orange an seine Nase. »Vielleicht könnte Mistress Roydon doch in London überleben. Natürlich würde jeder Dämon sie bemerken, aber vielleicht würde der gemeine Mann sie keines zweiten Blickes würdigen.«

Walter schnaubte fröhlich und erhob sich von einem niedrigen Schemel. »Mistress Roydon ist nicht nur ungewöhnlich groß, sondern auch von höchst angenehmer Gestalt. Jeder gewöhnliche Mann zwischen dreizehn und sechzig würde sie ausgiebig in Augenschein nehmen. Nein, Tom, sie sollte besser hier bei Witwe Beaton bleiben.«

»Vielleicht könnte ich mich allein im Dorf mit der Witwe treffen?«, schlug ich vor, in der Hoffnung, dass einer von ihnen Vernunft annehmen und Matthew überreden würde, mich das auf meine Weise regeln zu lassen.

»Nein!«, riefen sechs Männerstimmen entsetzt.

Françoise erschien mit zwei weiteren spitzenbesetzten Kleidungsstücken aus gestärktem Leinen.

»Diana geht nicht zu Hofe. Die Krause ist nicht vonnöten«, winkte Matthew ungeduldig ab. »Außerdem machen ihr vor allem die Haare Probleme.«

»Ihr wisst nicht, was sich geziemt«, gab Françoise zurück. Sie war zwar eine Vampirin und ich eine Hexe, aber wenn es um den Starrsinn der Männer ging, waren wir auf einer Wellenlänge. »Welche würde Madame de Clermont bevorzugen?« Sie reichte mir zum einen ein gefälteles Nest aus gazeartigem Stoff und zum anderen etwas Halbmondförmiges, das aussah, als hätte jemand mit einem unsichtbaren Faden Schneeflocken zusammengenäht.

Die Schneeflocken sahen deutlich bequemer aus. Ich zeigte darauf.

Während Françoise den Kragen an meinem Mieder befestigte, unternahm Matthew einen weiteren Vorstoß, mein Haar gefälliger zu frisieren. Françoise schlug seine Hand weg. »Nicht berühren.«

»Ich berühre mein Weib, wann es mir gefällt. Und hör auf, Diana als ›Madame de Clermont‹ anzusprechen«, grummelte Matthew, ließ aber seine Hände auf meine Schultern sinken. »Jedes Mal erwarte ich, dass gleich meine Mutter durch die Tür spaziert kommt.« Er zog die Enden des Kragens auseinander und lockerte das schwarze Samtband, unter dem sich Françoise' Nadeln versteckten.

»*Madame* ist eine verheiratete Frau. Ihr Busen sollte bedeckt sein. Es wird schon genug über die neue Herrin geredet«, protestierte Françoise.

»Geredet? Was wird denn geredet?« Ich runzelte die Stirn.

»Ihr wart gestern nicht in der Kirche, und nun munkelt man, dass Ihr schwanger oder an Windpocken erkrankt seid. Dieser ketzerische Priester glaubt sogar, Ihr seid Katholikin. Andere meinen, Ihr seid eine Spanierin.«

»Spanierin?«

»*Oui, madame*. Jemand hat Euch gestern Nachmittag im Stall belauscht.«

»Aber da habe ich Französisch geübt.« Ich hielt mich für eine ganz passable Schauspielerin und hatte gehofft, dass meine komplizierte Geschichte glaubhafter wirkte, wenn ich Ysabeaus herrschaftlichen Akzent imitierte.

»Der Sohn des Stallknechts hat das nicht als Französisch erkannt.« Françoise' Tonfall ließ durchblicken, dass sie seine Verwirrung ver-

stehen konnte. Sie musterte mich zufrieden. »So, nun seht Ihr aus wie eine ehrbare Frau.«

»*Fallaces sunt rerum species*«, bemerkte Kit so bissig, dass Matthew ihn sofort mit einem finsternen Blick strafte. »*Äußerlichkeiten können täuschen*. Niemand wird sich von ihrem Aussehen irreführen lassen.«

»Es ist viel zu früh am Tag für Seneca.« Walter warf Marlowe einen warnenden Blick zu.

»Es ist nie zu früh für stoischen Gleichmut«, erwiderte Kit gravitätisch. »Ihr solltet dankbar sein, dass es nicht von Homer ist. Alles, was wir in letzter Zeit gehört haben, sind dilettantische Paraphrasen der *Ilias*. Überlasst die Griechen den Männern, die etwas davon verstehen, George – Männern wie Matt.«

»Meine Übersetzung der Werke Homers ist noch nicht vollendet!«, brauste George sofort auf.

Seine Antwort löste bei Walter einen Schwall von lateinischen Zitaten aus. Bei einem musste Matthew leise lachen, und er erwiderte etwas darauf, vermutlich in Griechisch. Die unten wartende Hexe war vergessen, während sich die Männer begeistert ihrem liebsten Zeitvertreib widmeten: dem verbalen Schlagabtausch. Ich sank auf meinen Stuhl zurück.

»Wenn sie so brillant sind wie jetzt, sind sie ein wahres Schauspiel«, flüsterte Henry mir zu. »Dies sind die schärfsten Geister im gesamten Königreich, Mistress Roydon.«

Raleigh und Marlowe stritten mittlerweile lautstark über die Kolonisierungs- und Eroberungspolitik Ihrer Majestät.

»Wer sein Gold einem Glücksritter wie Euch anvertraut, könnte es ebenso gut mit beiden Händen in die Themse werfen, Walter«, schnaubte Kit.

»Glücksritter! Und das von einem, der es aus Angst vor seinen Gläubigern nicht wagt, sein Haus bei Tageslicht zu verlassen.« Raleighs Stimme bebte. »Manchmal seid Ihr so ein Tor, Kit.«

Matthew hatte das Wortgefecht zunehmend fröhlicher verfolgt. »Bei wem steht Ihr diesmal in der Kreide?«, fragte er Marlowe und

griff dabei nach seinem Wein. »Und wie viel wird es kosten, Euch aus dem Schlamassel zu holen?«

»Bei meinem Schneider.« Kit schwenkte die Hand über sein teures Wams. »Und dem Drucker des *Tamburlaine*.« Er zögerte und versuchte die ausstehenden Summen der Wichtigkeit nach einzuordnen. »Bei Hopkins, diesem Schuft, der sich Vermieter nennt. Aber immerhin habe ich das hier.« Kit hielt die winzige Diana-Figur in die Höhe, die er Matthew am Sonntagabend beim Schach abgenommen hatte. Ich hatte immer noch Skrupel, die Statuette aus den Augen zu lassen, und beugte mich unwillkürlich vor.

»Ihr könnt unmöglich so knapp bei Kasse sein, dass Ihr diesen Trödel für ein paar Pennys verscherbelt.« Matthews Blick zuckte zu mir herüber, und eine kurze Handbewegung ließ mich auf meinen Stuhl zurücksinken. »Ich werde mich um alles kümmern.«

Marlowe sprang feixend auf und steckte die silberne Göttin wieder ein. »Auf Euch kann man immer zählen, Matt. Natürlich werde ich es zurückzahlen.«

»Natürlich«, murmelten Matthew, Walter und George zweifelnd.

»Aber behaltet genug Geld zurück, damit Ihr Euch einen Bart kaufen könnt.« Kit strich zufrieden über seinen eigenen. »Ihr seht grässlich aus.«

»Einen Bart kaufen?« Ich hatte mich bestimmt verhört. Wahrscheinlich verwendete Marlowe wieder einmal einen umgangssprachlichen Ausdruck, obwohl Matthew ihn gebeten hatte, das zu unterlassen, damit ich ihn nicht missverstand.

»In Oxford gibt es einen Barbier, der ein wahrer Zauberer ist. Das Haar Eures Gemahls wächst nur sehr langsam, so wie bei allen seiner Art, und er ist glattrasiert.« Als ich Kit immer noch verständnislos ansah, fuhr er übertrieben geduldig fort: »So wie Matt jetzt aussieht, wird er überall auffallen. Er braucht um jeden Preis einen Bart. Offenbar seid Ihr nicht Hexe genug, ihm einen zu zaubern, darum müssen wir jemanden finden, der das übernimmt.«

Mein Blick wanderte zu dem leeren Krug auf dem Ulmenholztisch. Françoise hatte darin Zweige von einer Steineiche, Äste einer

Mispel, deren braune Früchte an Hagebutten erinnerten, sowie ein paar roten Rosen arrangiert. Vor ein paar Stunden hatte ich in den Zweigen gefingert, um die Rosen und Mispeln auf die Vorderseite der Vase zu holen, und dabei an den Garten gedacht. Etwa fünfzehn Sekunden hatte ich mich an dem Ergebnis erfreut, dann waren alle Blüten und Früchte vor meinen Augen verdorrt. Die Trockenheit hatte sich von meinen Fingerspitzen aus in alle Richtungen ausgebreitet, gleichzeitig hatten meine Hände unter den Informationen gekribbelt, die ich aus den Pflanzen gezogen hatte: dem Gefühl von Sonnenschein, dem kühlen Streicheln des Regens, der Kraft der Wurzeln, dem Geschmack des Bodens.

Matthew hatte recht. Seit wir uns im Jahr 1590 befanden, veränderte sich meine Magie. Von Hexenfeuer, Hexenflut und Hexenwind, die so unerwartet ausgebrochen waren, nachdem ich Matthew kennengelernt hatte, war nichts mehr zu spüren. Stattdessen nahm ich die strahlenden Fäden der Zeit wahr und die farbige Aura, die alle Lebewesen umgab. Jedes Mal, wenn ich durch den Garten ging, sah mich aus dem Schatten unter den Eichen ein weißer Hirsch an. Und jetzt brachte ich Pflanzen zum Welken.

»Witwe Beaton wartet«, ermahnte uns Walter und schob Tom sanft zur Tür.

»Und wenn sie meine Gedanken hören kann?«, sorgte ich mich, während wir die breite Eichentreppe hinabschritten.

»Mir macht mehr Sorgen, was Ihr der Frau ins Gesicht sagen könntet. Tut nichts, was sie eifersüchtig oder feindselig machen könnte«, riet mir Walter. »Falls nichts anderes hilft, dann lügt. Matthew und ich tun das dauernd.«

»Hexen können einander nicht belügen.«

»Das nimmt kein gutes Ende«, murmelte Kit düster. »Darauf würde ich mein ganzes Geld setzen.«

»Es reicht.« Matthew wirbelte herum und packte Kit am Kragen. Die beiden englischen Mastiffs schnupperten knurrend an Kits Knöcheln. Sie waren Matthew treu ergeben – und konnten Kit nicht besonders leiden.

»Ich habe doch nur gesagt...«, setzte Kit an und versuchte sich zappelnd zu befreien. Matthew ließ ihm keine Gelegenheit, den Satz auszusprechen, und rammte ihn gegen die Wand.

»Was Ihr sagt, interessiert hier nicht, und was Ihr gemeint habt, war deutlich genug.« Matthew verstärkte seinen Griff.

»Lasst ihn runter.« Walter hatte eine Hand auf Marlowes Schulter gelegt, die andere auf Matthews. Ohne auf Raleigh zu reagieren, hob Matthew seinen Freund eine Handbreit höher in die Luft. In seinem rot-schwarzen Wams sah Kit aus wie ein exotischer Vogel, der sich irgendwie in den Ritzen der geschnitzten Holzvertäfelung verfangen hatte. Matthew hielt ihn ein paar weitere Sekunden fest, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, und ließ ihn dann fallen.

»Komm, Diana. Es wird sich alles finden.« Matthew klang immer noch überzeugt, aber ein ominöses Kribbeln in meinem Daumen mahnte mich, dass Kit womöglich recht behalten könnte.

»Bei den Zähnen des Allmächtigen«, murmelte Walter ungläubig, als wir in den Saal einzogen. »Ist das die Witwe?«

Am anderen Ende des Raumes stand im Halbdunkel eine Hexe wie aus einem Hollywood-Schinken: klein, gebeugt und uralte. Je näher wir kamen, desto deutlicher traten das rostige Schwarz ihres Kleides, die strähnigen weißen Haare und die ledrige Haut aus dem Bild hervor. Eines ihrer Augen war milchig eingetrübt, das andere haselbraun und getüpfelt. Der Augapfel mit der trüben Linse hatte die beunruhigende Angewohnheit, in seiner Höhle hin und her zu zucken, so als würde er dauernd die Perspektive wechseln, um vielleicht doch noch etwas zu erkennen. Gerade als ich glaubte, dass es nicht schlimmer kommen konnte, entdeckte ich die Warze auf ihrer Nasenwurzel.

Witwe Beaton warf mir einen scheelen Blick zu und ließ sich widerwillig zu einem Knicks herab. An dem kaum wahrnehmbaren Kitzeln auf meiner Haut erkannte ich, dass sie tatsächlich eine Hexe war. Ohne Vorwarnung öffnete sich mein drittes Auge und suchte nach weiteren Informationen. Doch anders als fast alle Wesen sonderte Witwe Beaton keinerlei Aura ab. Sie war durch und durch grau. Es

